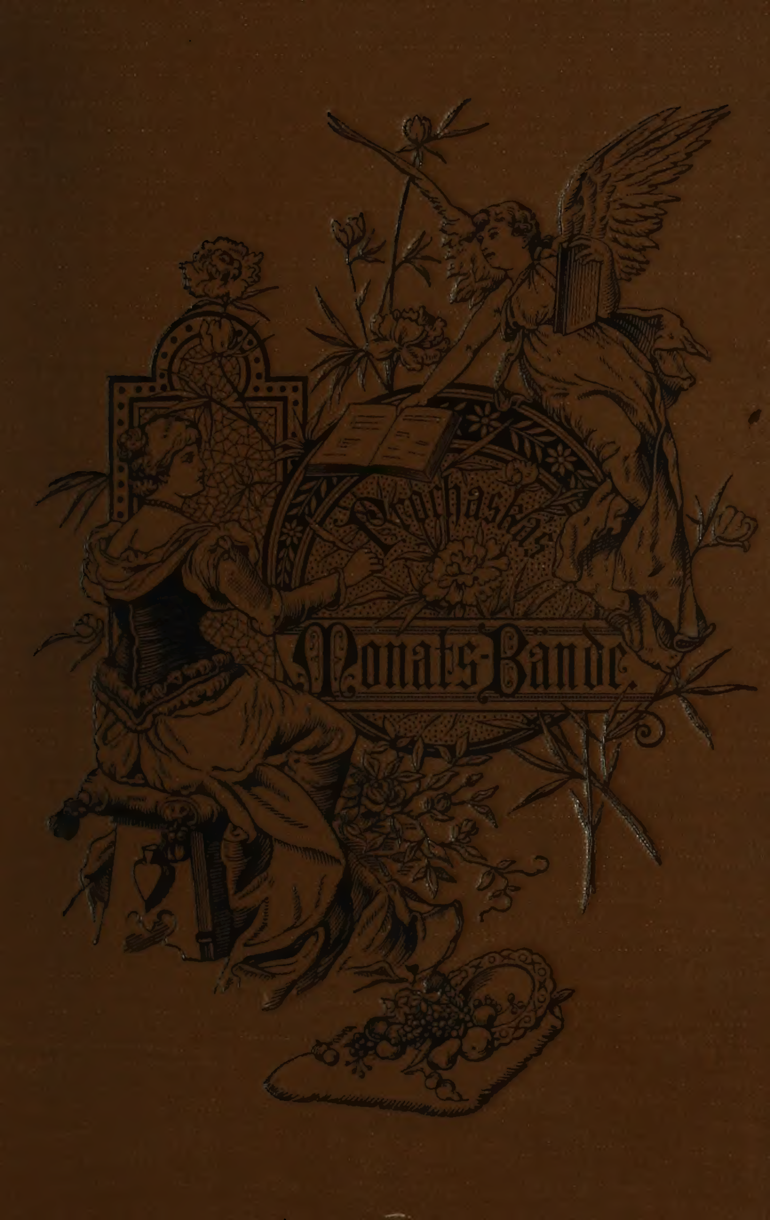

Monats-Bände.







Prochaska's Illustrirte

Monats-Bände.



Aus dem Roman »Im Kampf des Lebens.«

Prochaska's Illustrirte

Monats-Bände.

Zur Erholung

und geistigen Anregung in Mußestunden.

Dritter Jahrgang.



III. Band.

Wien, Leipzig, Teschen.

Verlag der k. und k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska.

Inhalt.



Im Kampf des Lebens.

Roman von Werner Alexis.

(2. Fortsetzung.)

Neuntes Capitel.

Hans Sauser hatte sich in seinem Atelier im „heiligen Andreas" bald eingerichtet und machte sich ungesäumt an eine große Arbeit, zu welcher er schon auf der Reise nach Rom die Idee gefaßt hatte: Mucius Scävola, die Rechte in das Kohlenbecken haltend. In kaum mehr als einer Woche hatte er das Werk in Thon modellirt, frisch und unmittelbar, wie es vor seinem inneren Auge lebendig geworden.

Ueber solchen Fleiß zeigten sich die drei Nachbarn über ihm baß erstaunt; das war ihnen noch nicht vorgekommen. Carl der Dicke schüttelte das umfangreiche Haupt und seufzte. Der schöne Fridolin beschaute wehmüthig seine Leinwand, auf welcher die letzten Pinselstriche schon seit Wochen eingetrocknet waren, und sagte: „Der Sauser, das ist ein glücklicher Kerl! Mir scheint, der kann was." Syl-

vester Blechschmidt aber verzog höhnisch das Gesicht, wenn von dem jungen Bildhauer die Rede war. Er hatte von allem Anfang an eine Aversion gegen ihn gefaßt. Als eingefleischter Revolutionär betrachtete er jedes Talent mit principieller Mißgunst. Ein echter Robespierre bekämpft eben jede Autorität, auch die des Genies, und nach seiner Meinung war es ein Verbrechen sich durch irgendwelche Eigenschaften „über seine Mitbrüder zu erheben.“

Sauser gab über sein Werk kaum eine Andeutung; er ließ auch Niemand in sein Atelier. Mit den drei Bummlern kneipte er wohl manchen Abend, aber er wußte sich immer zur rechten Zeit zurückzuziehen. Robespierre nannte ihn deshalb „das Lämmerschwänzchen“; die beiden Anderen dagegen bewunderten ihn heimlich ob seiner Enthaltsamkeit. Fridolin schwor sich gar oft in verschwiegener Nacht auf seinem bescheidenen Lager zu, „auch so zu werden, wie dieser,“ aber leider verblaßten die schönen Vorsätze vor dem Tageslichte. Der Wille war stark, doch das Fleisch war schwach — und Wein und Faulheit so süß....

Mit Lehmann und Buerstenbinder wallfahrtete Sauser zu den Stätten, an denen er sich am Ideal der Antike berauschte. Nach der Art, wie er die berühmten Wunder der classischen Kunst schaute, erkannten seine Begleiter schon, mit wem sie zu thun hatten.

Der Berliner, der nur mehr ein paar Tage in Rom zu verweilen gedachte und nach Deutschland zurückkehren wollte, wo ihn Aufträge erwarteten, war der Einzige, dem Sauser seinen Mucius Scävola zeigte, ehe die Gypsausführung fertig war. Von der Stunde an behauptete Lehmann, daß ihm seine Marinebilder nicht mehr gefielen. Er behandelte den Bildhauer mit einer Hochachtung, die diesen geradezu in Verlegenheit setzte, und als er den Abend vor seiner Abreise die Cumpane zu einem Abschiedsgelage bei sich versammelte, bat er Sauser, mit ihm Brüderschaft trinken zu dürfen.



„Halte, was du dir selbst versprochen hast!“ sagte er ihm nach Handschlag und Umarmung. „Bleib' deinem Selbst getreu, Hans, und die deutsche Kunst wird dich mit Stolz unter ihre Größen rechnen! Und nimm dich vor diesen drei Liedrians da in acht! Mir wär's auch lieber, ich hätte etwas weniger lang mit ihnen gebummelt. Ich sage wohl auch mit unserem Luther: „Wer noch nie einen Schwips gehabt, der ist kein eigentlicher Mann; aber man darf darin nicht zu weit gehen. Und vor Allem — schreib' dir das Wort des Dichters hinter die Ohren, das da lautet: Das Leben ist der Güter bestes nicht, der Uebel höchstes jedoch sind — Schulden!“

Dem jederzeit zur Bußfertigkeit aufgelegten Fridolin Stiegler wären diese Worte des Berliners noch mehr zu Herzen gegangen, wenn er sich nicht wieder über die Manie geärgert hätte, mit welcher derselbe seine beliebten Citate vergewaltigte.

Als jedoch — um mit Wasserlehmann zu reden — „die Wogen des Weins schon höher gingen," brach bei dem schönen Fridolin doch wieder der böse Geist durch. Die semmelblonden Haare borstenartig emporgesträubt, die Augen mit Nebeln verschleiert, saß er auf seinem Stuhl und beklagte es weinend, daß er „kee Dalent" habe, und bat dringend um eine „Bistole."

Lehmann entwarf in diesem Zustande eine köstliche Caricatur des Jammermanns, die er den drei Zigeunern als Andenken und zum Schmuck ihres „Empfangssalons" im heiligen Andreas stiftete.

„An deiner Stelle, Hans," meinte er zu Sauser, „würde ich die gegenwärtige Gruppe in Marmor aushauen: Die vier Temperamente. Der thränenreiche Fridolin als Melancholiker, der dicke Spieß — der Phlegmatiker, Robespierre mit seinem im Alpenglühen begriffenen Gesichtszinken — der Choleriker und ich als Sanguiniker. Kannst du dir bessere Modelle wünschen?"

Mit großer Innigkeit hatte sich Sauser an Buerstenbinder angeschlossen, besonders, als er erfuhr, was die Ursache seines düsteren, scheu auf sich selbst zurückgezogenen Wesens war.

Buerstenbinder war Anfangs immer ausgewichen, wenn Hans nach den Arbeiten des älteren Collegen fragte und verschob die Besichtigung von Tag zu Tag. Endlich aber, als Hans wieder einmal nach der Via di Ripetta kam, brachte er selbst die Rede darauf.

„Sie könnten sonst am Ende glauben, es wäre Wunder was dahinter, daß ich mit meinen Sachen so rar thue. Sie sehen nichts Originales. Ich beschäftige mich schon seit mehreren Jahren nur mehr mit Copien der classischen Sculpturen. Sie wissen ja, diese Dingerchen werden in allen Größen gekauft; sie sind das, was die Kunsthändler einen couranten Artikel nennen. Und Unsereins — muß leben."

Damit führte er den jungen Genossen in das Atelier. Es waren wirklich zumeist nur Nachbildungen antiker Statuen und Gruppen in allen erdenklichen Materialen und Formaten, was Sauser da sah. Sie gaben ihm in erster Linie Gelegenheit, den Fleiß des Mannes zu bewundern.

In einer Ecke, halb versteckt hinter einem Vorhang, stand eine verstümmelte Statue in Ueberlebensgröße aus Marmor. So viel aus dem Rumpf zu erkennen war, stellte sie einen sitzenden Römer dar.

„Was ist das für ein Torso?“ fragte Sauser. „Ich vermag mich nicht an das Original zu erinnern.“

„Es ist keine Copie.“

Sauser frappirte der Ton, mit welchem Buerstenbinder das sagte. Er wandte sich um und sah, daß sich dieser verlegen auf die Lippe biß.

„Ach, ein eigenes Werk?!“

„Ja.“

„Und nicht vollendet? Oder —“

„Ich habe es selbst verstümmelt. Es sollte Marius sein — auf den Trümmern von Carthago. In einer bösen — oder besser gesagt: in einer einsichtsvollen Stunde hab' ich ihm Kopf und Arme abgeschlagen. Es war mein einziges größeres Werk — meine letzte *selbständige* Arbeit. Betrachten Sie diesen Torso als den Rumpf meiner hochfliegenden Wünsche; ein zertrümmerter Marius auf — den Trümmern meiner Hoffnungen.

Er lachte dabei auf eine eigenthümliche harte Weise.

Jetzt war es Hans, der verlegen wurde. Mit einem Male wußte er, was den Lebensschmerz dieses wackeren Burschen bildete.

„Ich hab's erst spät einsehen gelernt,“ sagte Buerstenbinder, der in der Miene des Andern las. „Sie wissen ja, daß ich überhaupt kein Jüngling mehr war, als ich dem mächtigen Impuls folgte, den ich — wie so viele,

viele Andere — auch schon für die Gewähr meines Talentes hielt. Ach, man muß sich lange herumbalgen, bis man zur Erkenntniß der einfachen Wahrheit kommt, daß Wollen und Können zweierlei sind!"

Sauser wollte etwas sagen, aber es widerstrebte ihm, eine schale Floskel zu brauchen. Er reichte dem Manne einfach die Hand; eine Bewegung des Mitleids.

„Jetzt begreifen Sie wohl, warum ich sagte, es sei besser für Sie, dem alten Pessimisten auszuweichen?" sprach Buerstenbinder. „Aber reden wir nicht mehr davon! Ich kann mich nicht trösten lassen wie der schöne Fridolin, wenn er im Rausch einsieht, daß er ebenfalls ein Stümper ist. Und das sentimentale Gejammer macht's ja auch nicht besser."

Von da an berührten sie diesen Gegenstand mit keinem Wort mehr.

Als aber Sauser seinen Mucius Scävola vollendet hatte und dem Freund das Werk zum ersten Male zeigte, da war es, als sei der ernste, müde Mann mit einem Male völlig ausgetauscht worden. Eine jugendliche Röthe verklärte sein Gesicht, seine Augen glänzten wie die eines plötzlich vom Glück Heimgesuchten. Er nahm den jungen Künstler bei den Schultern und schüttelte ihn mit aller Kraft.

„Hören Sie!" sprudelte er derb heraus. „Der Wasserlehmann hat mich schon drauf vorbereitet, daß Sie ein Teufelskerl sind. Aber d a s — d a s hab' ich doch noch nicht erwartet! Und das ist Alles so klipp und klar aus diesem Kopf gesprungen — wie die geharnischte Minerva aus dem Schädel Vater Jupiter's — Gottsdunnerschlag! Min Jung', dann speel' so weiter, immer man druff!"

Und es war, als wolle er ihm den Arm aus dem Schultergelenk reißen vor lauter Händeschütteln.

„Jetzt brauch' ich auch nicht mehr zu fürchten, ich könnt' Sie zag und muthlos machen durch meine bösen Grillen. Kommen Sie recht oft zu mir, ich bitte Sie

darum! Schenken Sie mir Ihre Freundschaft! Jetzt sind Sie ja gefeit — ein fertiger Charakter, dem weder mein Griesgram, noch die übertolle Lust der drei Fatzkes da über Ihnen etwas anhaben kann. Sauser, bei meiner armen Seele, Sie könnten mich zum blassen Neid verführen!"

„Ihr Neid! Du lieber Gott, ich möchte, es gäb' nur solchen auf der Welt!" sagte Hans gerührt. „Sie sind ein prächtiger Mensch!"

Seit dieser Stunde hießen sie die Unzertrennlichen. Sie brachten oft ganze Tage, Einer im Atelier des Andern zu. Buerstenbinder behauptete, jetzt fühle er wieder neue Lebenslust, neuen Muth, seinen verfahrenen Karren in Gottes Namen weiter zu schieben und Sauser fand in dem Umgang mit dem gereiften, weltkundigen Freund mannigfache kritische Belehrung und Anregung.

An einem verhältnißmäßig ziemlich frischen Maimorgen machten die Beiden vom römischen Nordviertel aus, in welchem sie wohnten, eine Tour durch die Campagna nach Bracciano. Als sie gegen Sonnenuntergang an der letzten Haltestelle vor ihrem Ziele anlangten, verließen sie den Pferch der alterthümlichen Postkutsche, die hier noch den Verkehr besorgt, um nach der langen ermüdenden Fahrt sich die Glieder zu dehnen. Als sie die sanft emporstrebenden Ufer des Sees von Bracciano hinanstiegen, brach eben die volle Mondscheibe durch die Wolken. Vom Wasser wehte eine erquickende Brise herüber und rauschte in dem tiefgrünen Laub der Bäume, die der arme, vom Sonnenbrand der öden Campagna ermattete Wanderer mit leichterem Aufathmen begrüßt. Buerstenbinder sog mit gierigen Zügen die frischere Luft ein und erklärte sich so gestärkt, daß er nicht so bald Rast machen wollte. Sauser stimmte freudig zu, und so gingen sie an den einladenden Osterien vorüber.

Unweit von dem Schlosse Odescalchi, das hier eine mittelalterliche Sehenswürdigkeit bildet, stand eine der

leichten römischen Miethscarriolen auf der Straße; das Pferd war gestürzt und der Kutscher, der den armen klapperdürren Gaul durch wilde Flüche und Peitschenhiebe zum Aufstehen bewegen wollte, hatte augenscheinlich des Guten zu viel gethan, denn er schwankte so bedenklich, daß nicht viel gefehlt hätte, daß der Geiselriemen die beiden Damen traf, welche eben das Fuhrwerk verließen. Die Aeltere der Beiden, ein verwelktes Bleichgesicht, starrte den sich wie rasend geberdenden Vetturino mit stupider Gleichgiltigkeit an. Ihre junonische Begleiterin jedoch glühte über ihr ganzes prachtvoll geschnittenes Gesicht vor Aerger. Sie schalt den rohen Trunkenbold in ziemlich gutem Italienisch kräftig aus, aber die Strafpredigt schien nicht die mindeste vortheilhafte Wirkung zu haben. Als die beiden Künstler an die groteske Gruppe herantraten, wandte sich die Schöne nach kurzem Zögern an Sauser, der dem Genossen um einige Schritte voran war.

„Bitte, mein Herr, würden Sie vielleicht die Liebenswürdigkeit haben, diesem Menschen da ein wenig beizustehen? Wir kommen sonst, fürcht' ich, heute nicht mehr nach der Storta hinab."

Die Anrede konnte Sauser nicht verstehen, da seine Kenntniß des Italienischen noch recht mangelhaft war. Er radebrechte so gut es ging seine Entschuldigung und bat, sich an seinen sprachkundigeren Freund zu wenden. Ehe dieser jedoch antworten konnte, hellte sich das Gesicht der Dame auf.

„Ich irre wohl nicht, wenn ich einen Deutschen in Ihnen vermuthe, mein Herr?" sagte sie in seiner Muttersprache und Hans erkannte aus der Art, wie sie dieselbe anwandte, daß auch sie eine Deutsche sei.

Er stellte sich und seinen Begleiter in angemessener Weise vor. Die Dame, die in ihrem sicheren Wesen höchste Distinction verrieth, hatte im Nu den Rest ihres Unmuthes verwunden und zeigte sich angenehm überrascht. Mit wenigen

Worten erfuhren die Künstler, daß die schöne Reisende in Begleitung ihrer Gesellschaftsdame zum Beschluß einer Landpartie das Schloß besichtigt habe, daß der gewissenlose Vetturino die Rast wohl dazu benützt habe, seinen Durst in mehr als ausgiebiger Weise zu löschen, so daß ihm bei einem wilden Galopp das Pferd gestürzt sei. Und wie die Dinge standen, hätten sie einige Furcht, sich der weiteren Leitung des Berauschten anzuvertrauen, der sie nach der Storta hinabfahren sollte, wo Nachtquartier bestellt sei.

Das Nächste war natürlich, daß die Herren den Vorschlag machten, Kutscher und Wagen zum Kukuk zu schicken, und sich erboten, die Schiffbrüchigen nach der Poststation hinabzugeleiten. Der Antrag wurde auch dankbar angenommen; Hans bot der bewundernswerthen Juno den Arm, Michael Buerstenbinder führte die bei Weitem weniger liebenswürdige Duenna. Sie hatten denselben Weg zurückzulegen, den die beiden Touristen eben heraufgekommen waren; an jener Storta hatten sie den Postwagen verlassen. Sauser bedauerte jedoch diese Umkehr keineswegs; er achtete gar nicht einmal auf den Weg, ganz in die lebhafte Conversation mit seiner schönen Begleiterin verwickelt. Er erfuhr, daß sie Frau von Rost heiße, die Witwe eines holsteinischen Gutsbesitzers und auf einer Vergnügungsreise begriffen sei. Sie zeigte sich sehr erfreut, in den beiden Landsleuten Künstler kennen zu lernen und erkundigte sich mit augenscheinlich ungeheucheltem Interesse nach Sauser's bisherigem Lebensgang, nach seinen Erfolgen, von denen er allerdings mit einiger Verlegenheit bekennen mußte, daß sie sich vorläufig bloß auf eine preisgekrönte Akademiearbeit beschränkten, die ihm eben durch ein Stipendium den Aufenthalt in Rom ermöglicht habe. So schmeichelhaft er indessen auch ihre wiederholte Frage nach seiner engeren Heimat fand, zog er es doch vor, nachdem er dieser Frage zuerst ausgewichen, sie mit derselben Unwahrheit zu beantworten, mit welcher er, wie wir wissen, auch Buerstenbinder gegen-

über den Geburtsort verläugnet hatte, an welchen er nicht mehr erinnert werden wollte.

Als sie in der Osteria anlangten, wäre Sauser gerne noch geblieben, und als Frau von Rost die Frage that, ob sie ebenfalls hier zu übernachten gedächten, warf er dem Freund einen Blick zu und erklärte schließlich, dies schiene ihm wohl das Beste. Buerstenbinder war mit den Dispositionen des Genossen nicht so ganz einverstanden, aber er fügte sich. Bald saß die kleine Gesellschaft beim Wein auf der mondbeschienenen Veranda, die in die weite Campagna hinausblickte, auf die beiden antiken Landstraßen, die Via Cassia und die Via Clodia, die an dieser uralten Poststation nach verschiedenen Richtungen abzweigen.

So angenehm hatte sich Sauser noch nie in seinem Leben unterhalten. Wie schal, wie gemein erschienen ihm nun die geselligen Freuden mit den Genossen im „heiligen Andreas." Er hatte überhaupt nie näheren Verkehr mit Frauen gehabt und nun fand er sich einer ebenso ungewöhnlich schönen als ungewöhnlich geistreichen Dame aus der besten Gesellschaft gegenüber. Er war wie berauscht von ihrem vornehmen, ungezwungenen Wesen, von ihrem witzigen, liebenswürdigen Geplauder, neben dem er sich unendlich albern vorkam.

Als er nach Mitternacht mit Buerstenbinder die Schlafkammer aufsuchte, fühlte er nichts von der Ermüdung einer Tagereise und einer halbdurchwachten Nacht.

„Heut' bin ich um eine große Erfahrung reicher geworden," sagte er lachend. „Ich hab' es nie begreifen wollen, daß ein Mann, der nicht gerade eine Memme ist, sich einem Weib unterordnen könne. Aber was wissen wir urwüchsigen Naturkinder auch von dem Zauber der Cultur, den sich eine geistvolle Frau so trefflich zunutze zu machen weiß! Was sagen Sie, ist diese Witwe nicht ein göttliches Weib?"

„Darauf versteh' ich mich nicht," entgegnete der Aeltere mißgelaunt. „Ich habe mich, allerdings mit der vertrock-

neten alten Jungfer, der Gesellschafterin, scheußlich gelangweilt."

„O, ich bedaure Sie! — Ist Ihnen jemals schon so prachtvolles aschblondes Haar vorgekommen? Und diese wunderbaren Augen! Wahre Nixenaugen, von unbestimmbarer Farbe — wie ein Märchensee, der seine Wellen stündlich verwandelt — und ebenso unergründlich tief!"

„Ich bin kein Maler."

„Und ich wollt' ich wär' einer! Um ihre Schönheit wiederzugeben, braucht es der Farbe. Ueberdies will ich es versuchen, wenigstens diese edelgeschnittenen, bezaubernden Züge nachzubilden. Ich habe sie gebeten, sie porträtiren zu dürfen."

„Sapperment! Und sie hat zugesagt?"

„So halb und halb. Sie wird demnächst mein Atelier besuchen, um meinen Mucius Scävola zu sehen."

„So!"

„Ach, Sie bärbeißiger Pessimist! Sie haben wohl kein Verständniß für weibliche Reize?"

„Kann sein," erwiderte Buerstenbinder brummig und zog sich gähnend die Decke über die Ohren.

Sauser hätte gerne noch weiter gesprochen, aber nach fünf Minuten mußte er sich überzeugen, daß er seine Worte bereits an einen fest Schlafenden richtete. — — — —

Wenige Tage später fuhr ein Miethwagen vor die Locanda di San Andreo, an und für sich schon ein Ereigniß in dem schmutzigen Seitengäßchen, in welchem der Kutscher nicht einmal umkehren konnte. Und da stiegen zwei elegante Damen, die eine mit dem Anstand einer Königin, aus dem Gefährt und betraten den unsauberen Hof. Meister Girachino Pucci ging schier aus den Fugen vor lauter Höflichkeit, und sein Miether stieg bedeutend in seiner Achtung, als die „Excellenza" nach Signor Giovanni Sauser frug. Der schöne Fridolin, der gerade die Hühnerleiter der euphemistischen Wohnung herabkletterte, rief flugs seine beiden Kunst- und

Zimmercollegen herab und glotzte mit ihnen der schönen Fremden nach, die in Sauser's Atelier verschwand.

„Er ist ein Teufelsbursche, hab' ich's nicht gesagt?" flüsterte er den Beiden zu. Und alle Drei schüttelten bewundernd die Häupter.

Sauser strahlte vor Vergnügen, als er die schöne Witwe empfing. Hätten ihm nicht seine Kunstwerke: außer dem Scävola ein Abguß der sich mit Rosen schmückenden Venus und einige Schülerentwürfe, Gelegenheit geboten, das Gespräch einzuleiten, er würde sich mit der Blödigkeit eines Schuljungen benommen haben.



Während Fräulein Fanny, wie sie von ihrer Gebieterin genannt wurde, mit geradezu geistesabwesender Gleichgiltigkeit ihre Umgebung anstarrte, zeigte Frau von Rost die ganze Beweglichkeit ihres hinreißenden Temperaments. Sie war entzückt über die Kunstwerke und entzückend in ihrer Begeisterung. Besonders die Gypsstatue des Mucius Scävola erregte

ihre feurigste Bewunderung. Sauser fühlte sich so glücklich, daß er mit keinem König hätte tauschen mögen.

Frau von Rost lud ihn in liebenswürdigster Weise ein, sie in dem Hôtel zu besuchen, wo sie abgestiegen war, und kam ganz von selbst auf seinen Vorschlag bezüglich ihres Porträts zurück. Es wurde abgemacht, daß sie ihm schon am nächsten Tag die erste Sitzung gewähren sollte. Dieselbe mußte in seinem Atelier stattfinden, da es unbequem gewesen wäre, die nöthigen Utensilien nach dem Hôtel zu schaffen.

Als Hans dann die Damen zu ihrem Wagen hinausgeleitete, da schien ihm Alles — der schmutzige Hof, die finstere Gasse — poetisch verklärt; seine blauen Augen strahlten, denn sie blickten in eine sonnige, herrliche Zukunft.

Bei seiner Rückkehr erwarteten ihn die drei Nachbarn vor der Thür seines Ateliers, bestürmten ihn mit tausend Fragen und folgten ihm trotz seines Protestes „auf die Bude". Er mußte sich schließlich wirklich bequemen, genaue Auskunft über die Dame, über die Anknüpfung der Bekanntschaft und über das Resultat ihres heutigen Besuches zu geben. Als sie hörten, er werde sie porträtiren, stießen sie ein Freudengeheul aus.

„Profit, Herr Collega!" schrie Carl der Dicke. „Aber nicht wahr, jetzt werden Sie auch uns etwas von dieser edlen Kunstfreundin zukommen lassen?"

„Natürlich," schrillte der schöne Fridolin in seinem Discant, „das ist doch so klar wie Kloßbrühe. Wir werden sie ebenfalls porträtiren — in Oel oder Aquarell, wie es ihr beliebt. Hurrah! Empfehlen Sie uns nur recht eifrig, theuerster Freund!"

„Was willst denn du?" schnaubte Robespierre den blonden Schlachtenmaler an. „Du hast ja dein Leben kein Porträt gemacht — das kommt mir zu!"

„Nu — nu — streiten wir uns nicht! Sie kann ja von Jedem etwas kaufen — ein paar Bilder für ihren Salon."

„Ganz richtig," stimmte der dicke Bayer ein; „ich hätte ein paar artige Landschaften für sie."

Blechschmidt lachte höhnisch auf und ärgerte sich, daß seine rothe Nase sich zu violetten Reflexen verstieg.

„Streitet euch nicht um des Kaisers Bart," krächzte er. „Wie ich aus der Miene unseres Michel Angelo da sehe, wird sich Unsereiner fein säuberlich das Maul wischen müssen; er gedenkt die Fettgans für sich alleine zu behalten. Wie, ist's nicht so?"

„Ich würde Sie bitten, sich etwas weniger kraftgenialer Ausdrücke zu bedienen," antwortete Sauser gereizt. „Aber darin haben Sie Recht; es wird mir nicht einfallen, Frau v. Rost mit zudringlichen Empfehlungen zu belästigen. Und ich verbitte es mir energisch, daß Sie mich etwa stören, wenn ich die gnädige Frau hier empfange."

Die Drei zogen sich verdutzt zurück. Blechschmidt hätte dem jungen „Grünschnabel" noch gerne etwas in die Zähne geschleudert, aber es lag etwas in dessen Blick — vielleicht auch in Sauser's muskulöser Faust — was ihn schweigen hieß. Aber oben, in den „Gemächern," ließ sich Robespierre dafür umso giftiger über den „habgierigen Neidhammel" aus, der selbst allen Rahm abschöpfen wolle.

„Gebt acht!" schrie er endlich boshaft. „Wer weiß, wo das noch hinausläuft. Mir scheint, da ist noch mehr als bloß künstlerische Eifersucht im Spiel."

„Hui!" pfiff Spieß, die wulstigen Backen aufblasend. „Wär' nicht übel! Höre, Fridolin, das geht auf dich! Der Sauser fürchtet deine bekannte Unwiderstehlichkeit bei den Weibern."

„Ach, Unsinn!" machte Stiegler, konnte sich aber doch nicht enthalten, im Vorbeigehen einen heimlichen Blick in den an der Wand hängenden Glasscherben zu werfen, der den stolzen Namen Toilettespiegel führte.

Sie schimpften noch geraume Zeit weidlich fort, und besonders Sylvester Blechschmidt, der bei allen möglichen

Dingen schwor, eine solche Gemeinheit sei ihm noch nicht vorgekommen; das hätte man davon, wenn man als gesetzter Mann in Amt und Brod sich herbeilasse, so 'nen jungen Anfänger und Nestgucker in nachbarschaftliche Obhut zu nehmen; das sei der Dank für die werthvollen freundlichen Rathschläge, die man ihm zugewandt habe.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir bekennen, daß Sauser von den drei Nachbarn wirklich mehrfache Rathschläge empfangen; z. B. über die Kunst, die Papierwäsche mittelst Radirgummi oder einer Tünche von Kremser-Weiß von Fridolin's Palette aufzufrischen; über die Art und Weise, schadhafte Stellen an den Stiefeln durch sinnvolle Colorirung der hervorguckenden Strümpfe zu verbergen, und was dergleichen häusliche Geheimwissenschaft mehr war.

Frau von Rost fand sich jetzt, wie es verabredet war, täglich in dem Atelier ein, um zu ihrem Porträt zu sitzen. Es sollte lebensgroß, in Terracotta ausgeführt werden. Bei diesen „Sitzungen" hatte Sauser immer mehr Gelegenheit, Geist und Schönheit seiner bewunderten Kunstfreundin kennen zu lernen. Jetzt war es ja Berufsaufgabe, dieses wundervolle Frauenantlitz in jeder Linie zu studiren, und da es zur richtigen künstlerischen Auffassung erforderlich ist, die abzubildenden Züge in Bewegung und Leben zu halten, so war es Sauser's Pflicht, mit seiner schönen Kundin stets in regem Gespräch zu bleiben.

Aber es ist ein heikles, gefährliches Ding für einen jungen, feurigen Künstler, Tag für Tag stundenlang in ein solches Frauenantlitz zu sehen, in ein Paar Nixenaugen, unergründlich wie ein Märchensee," — und einer so berückend wohllautenden Stimme zu lauschen, wie sie dieser „göttlichen" Witwe zu Gebote stand.

Anfangs erschien sie stets in Begleitung Fräulein Fanny's; da sich aber die gute Duenna bei diesen Sitzungen immer gräßlich langweilte, ließ sie Frau von Rost schließlich zu Hause. Und merkwürdig, jetzt wurde das Zwiegespräch

zwischen ihr und dem Bildhauer bei Weitem lebhafter und ungezwungener als zuvor — und die Büste wollte durchaus nicht vorwärts kommen; Sauser fand jeden Tag etwas Anderes daran zu bessern, zerstörte sie wiederholt und begann von Neuem. Frau v. Rost nahm das durchaus nicht übel, sie schien vielmehr ein zunehmendes Behagen in der Gesellschaft des prächtigen jungen Mannes zu finden. Ihr Verkehr gestaltete sich allmälig zu einem freundschaftlich vertraulichen, wie es ja zwischen zwei genialen Naturen gar nicht anders sein kann. Nach einigen Tagen wußte Hans bereits ihren Vornamen, und eine Woche später nannte er sie, neben der gewöhnlichen Anrede „gnädige Frau" und „liebe gnädige Frau," schon ein paar Mal in momentaner Vergessenheit „Melitta."

Hans fand jetzt keine Zeit, den Umgang mit Buerstenbinder in der alten Weise aufrecht zu erhalten. Vielleicht behagte es ihm auch nicht, daß der alte Freund immer so ein sonderbares, bedenkliches Gesicht machte, so oft er ihm von Frau v. Rost erzählte, was er ohnedies nur auf besondere Aufforderung that. Mit den drei Bummlern und Hausgenossen aber hatte er seit jenem Tage, als Melitta zum ersten Male den „heiligen Andreas" betreten, kein Wort mehr gewechselt. Er sah sie nicht einmal. Desto eifriger beschäftigten sich indessen diese mit ihm. Theils aus Aerger, theils aus Muthwillen hatten sie beschlossen, den Herrn Nachbar eifrigst zu beobachten, schon um zu ergründen, wie weit Blechschmidt mit seiner Muthmaßung Recht gehabt, daß sich aus der Sache eine „Herzensgeschichte" herausspinnen werde. Sie stellten sich, so oft Frau v. Rost Sitzung hatte, abwechselnd im Hofe vor der Ateliertküre auf die Lauer. Sie registrirten es genau, daß die Holde eines Tages ohne die Gesellschafterin erschien. Dann hieß es: „Heute hat er ihr zweimal hintereinander die Hand geküßt. Die Geschichte macht sich!" Kurz darauf lautete der Rapport Carl's des Dicken, der an dem Tage gerade „die Wache"

hatte. „Aufgepaßt! Er sagt schon „„Melitta““ zu ihr!“ Die Spannung stieg auf den Culminationspunkt, als der schöne Fridolin drei Tage später keuchend in den „Empfangssalon“ gestürzt kam und kurzweg signalisirte: „Angebetete Melitta!“

Buerstenbinder kam um jene Zeit einmal zu den drei Zigeunern, um unter der Hand Nachfrage zu halten, was es denn mit Sauser sei, der sich jetzt gar nicht mehr blicken lasse. Spieß erzählte ihm triumphirend, derselbe schwimme jetzt in Liebe und Seligkeit.

„Die holländische oder holsteinische Witwe — Sie wissen ja!“ zischelte der schöne Fridolin mit der behaglichen Wichtigkeit eines alten Klatschweibes.

„Woher wißt ihr das?“ brummte der alte Bildhauer; er wollte ihnen nicht zeigen, daß er etwas derartiges bereits erwartet hatte.

„Passen Sie auf! Wir können Sie genau bedienen,“ antwortete Robespierre grinsend, holte einen Notizkalender von der Wand herab und las im Ton eines Actuars laut vor, mit dem Strohhalm seiner Virginia Zeile um Zeile verfolgend: „Den 19. Mai: heute kam sie allein. — Den 21. Mai: heute hat er sie einfach „„Melitta““ genannt. — Den 24. Mai: angebetete Melitta. — Den 25.: Er: Wissen Sie denn nicht, daß ich Sie liebe? — Sie: Um Gottes willen, seien Sie doch vernünftig, Sie großes Kind! — Den 26: Er stürzt ihr zu Füßen und nennt sie Du. Sie sagt: Stehen Sie auf, Hans, wenn man uns so sähe!“

Buerstenbinder sprang auf und mußte unwillkürlich lachen.

„Ihr seid ja eine nette Bande!“ rief er und beugte sich über den Kalender. Der vergangene Tag, der 27. Mai, war einfach mit einem rothen Kreuz bezeichnet. „Was bedeutet denn das?“

„Den ersten Kuß!“ flüsterte Robespierre, die Lippen

spitzend, mit einem so verliebten Gesicht, daß die Andern in ein wieherndes Gelächter ausbrachen.

Buerstenbinder stieg sofort zu Sauser in's Atelier hinab; er fand ihn allein, denn es war noch eine volle Stunde bis zur gewöhnlichen „Sitzung." Hans war etwas verlegen über den unerwarteten Besuch, besonders als er die Miene des Bildhauers näher in's Auge faßte, die heute noch ernster als sonst war.

Der Letztere ging nach einer sehr kurzen Einleitung geradewegs auf sein Ziel los. Er legte Hans die Hände auf die breiten Schultern, zog ihn an das große Atelierfenster und sah ihm fest in die Augen, die bald seinem forschenden Blick auswichen.

„Was haben Sie, Sie Sonderling?"

„Freund, als ich Ihnen damals sagte, Sie seien gefeit gegen die Gefahren, die sonst manchen Anfänger zum Straucheln bringen, da vergaß ich Eins: das Weib und eine dämonische Liebe."

Sauser machte sich los und trat zurück. Er war feuerroth geworden.

„Was soll das?"

„Lassen Sie mich als Freund zu Ihnen sprechen, Hans, als Freund, der brüderlichen Antheil an Ihnen nimmt und es schmerzlich empfinden würde, wenn Sie sich — zu Grunde richten sollten."

„Was ficht Sie an? Weshalb glauben Sie, daß ich in solcher Gefahr wäre?"

„Weil Sie diese Frau — Melitta lieben."

„Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Vielleicht mein kleiner Finger," entgegnete Buerstenbinder achselzuckend; „und Ihre Miene, Ihr ganzes Wesen, das nicht heucheln kann, bestätigt es mir."

Sauser preßte trotzig die Lippen auf einander und stocherte mit der eisernen Spachtel in dem feuchten Gyps, der in einer Blechschüssel auf dem Fensterbrett stand.

„Gut denn, ich will es nicht leugnen!“ sagte er dann den blonden Kopf mit einer ihm besonders eigenen Bewegung in den Nacken zurückbiegend. „Warum sollte ich es auch? Da Sie durch Gott weiß was für eine Indiscretion dahinter gekommen sind: Ja, ich liebe Frau von Rost und — nicht ohne Gegenliebe. Was nun weiter, lieber Michael?“

„Was nun weiter? Ei, das möchte ich eben Sie fragen. Wenn Sie mir als Freund und Bruder überhaupt das Recht zugestehen wollen, mich um Ihr innerstes Seelenleben zu kümmern, so möchte ich Sie bitten mir zu sagen, wie Sie sich denn den Ausgang dieser Liebesgeschichte denken. Denn ich muß wohl voraussetzen, daß es eine ernstliche Leidenschaft ist — oder zu werden droht.“

„Je nun, wenn ich aufrichtig sein soll — an einen Ausgang — an ein deutliches Endziel habe ich noch gar nicht gedacht. Begreifen Sie denn nicht? Das kam — nun, wie die Eingebung der Muse, und wie den Kuß der Muse genieße ich's. Melitta ist mir die Muse selbst. Ach, Sie Weiberfeind, Sie wissen wohl nicht, daß uns die Liebe erst zum wahren Künstler macht. Warum stellt man denn eben die Muse als Weib dar?“

„Und wo sind die Werke, zu denen Sie diese Muse Melitta begeistert hat?“ fragte Buerstenbinder gelassen, sich im Atelier umsehend, wo nichts zu finden war als die alten Arbeiten und die Terracottabüste der Frau von Rost — kaum zur Hälfte vollendet. Sauser stieß ein kurzes verlegenes Lachen aus.

„Lassen Sie mir nur Zeit...“

„Um ganz zu versumpfen?“ ergänzle Michael derb. „Wie lange haben Sie noch bis dahin?“

„Oho!“ rief Sauser und trat dicht an ihn heran. „Was haben Sie gegen Frau von Rost?“

„Sie ist eine vornehme Dame, die einen vorübergehenden Reiz daran findet, die Kunstmäcenatin zu spielen; sie spielt wohl nur auch mit Ihrer Liebe, als einem kleinen Reise-

abenteuer. Sie läßt sich ein paar Wochen lang anschwärmen, vom Rausch Ihrer ersten Liebe ein bischen mit hinreißen — und eines Tages sagt sie sich: Jetzt ist es Zeit, daß ich nach Hause zurückkehre — in meine wohlfrisirten Cirkel, zu den glänzenden Bällen, Conzerten, Theatern, Soiréen, Diners und Thees, zu meinen tausend Anbetern mit Wappen, Titeln, Orden und Geld. Und Sie, mein Freund, Sie sind bei Seite gelegt — wie die Mode der vorigen Saison; der Liebestraum, der Ihr ganzes Leben ausfüllen wird, dessen Zerstörung Sie vielleicht für immer elend machen wird, der ist für diese Frau höchstens eine angenehme kleine Erinnerung — eine Tagebuchnotiz."

Sauser knirschte mit den Zähnen und sah zu Boden. So etwas Aehnliches hatte er sich selbst schon gesagt. Aber als er es aus fremdem Munde hörte, berührte es ihn wie eine glühende Schwertspitze.

„Sie haben sich schon zu weit hinreißen lassen," fuhr Buerstenbinder fort, „jetzt bleibt Ihnen nichts mehr übrig, als — die Flucht, wenn Sie retten wollen, was etwa noch zu retten ist. Schützen Sie eine plötzliche Bestellung vor, einen Auftrag, der Sie auf einen Landsitz, auf das Gut des Grafen Irgendwie oder Lirumlarum ruft — und die eifrige Arbeit wird Sie ausheilen, denn noch ist die Liebe zur Kunst in Ihnen nicht vergiftet. Sehen Sie, hätten Sie sich mit dieser Melitta nicht gleich in eine Herzenssache eingelassen, so hätte Sie Ihnen wirklich eine nützliche, fördernde Gönnerin sein können."

„Und warum jetzt nicht?"

„Gottsdonnerwetter! Sie können ihr jetzt doch keine Arbeiten verkaufen? Wollen Sie Geld von ihr nehmen, von welchem Sie nicht wissen, ob es das Honorar für Ihre Kunst oder — Ihre Liebe ist? — Na, fahren Sie nicht auf! Ich weiß wohl, daß Sie daran nicht dachten. Aber sehen Sie denn nicht ein, daß Sie arbeiten müssen, daß Sie sich als Anfänger noch nicht erlauben können, Ihre Sachen zu

verschenken? — Gut, lassen Sie diese Liebe Ihre Muse sein, die die Begeisterung in Ihnen weckt und die Schaffenslust anspornt! Aber dann müssen Sie es eben vermeiden, diese Liebe bis auf die schale Neige auszukosten — oder sie zerstört Ihnen das Ideal."

„Sie haben wohl Recht," sagte Hans nach langem Zögern und streckte ihm die Hand hin. „Ich werde thun, was Sie mir da rathen."

„Wirklich?"

„Sie sollen es sehen. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, die Büste Melitta's soll in vier Tagen vollendet sein. Ich schenke sie ihr zum Andenken, und dann — kehre ich zu mir selbst zurück. Ich werde arbeiten."

„Bravo!" rief Buerstenbinder fröhlich. „O, ich wußte es ja, Sie sind kein Schwächling!"

„Was ich vermag, Sie in Ihrem Entschluß zu unterstützen, das soll geschehen," sagte er dann im Laufe ihres ferneren Zwiegesprächs. „Sie wissen, der Kunsthändler Camelli kauft meine Copien. Ich habe ihm schon von Ihnen gesprochen. Fragen Sie sich doch dieser Tage mit einem Modell bei ihm an, vielleicht gibt er Ihnen eine Bestellung."

Sauser versprach es und Buerstenbinder verabschiedete sich.

Als Frau von Rost eine Viertelstunde darauf das Atelier betrat, errieth sie sogleich aus Sauser's Miene, daß etwas Widerwärtiges vorgefallen war. Seine verlegene Haltung bestätigte es auch weiterhin.

„Wir wollen doch offenherzig gegen einander sein, mein Freund, nicht wahr?" sagte sie, nachdem sie vergeblich auf eine aufklärende Mittheilung gewartet hatte. „Sie — bereuen etwas?" Er wandte sich ab. „So sagen Sie es doch! Ich habe Ihren Freund begegnet, diesen wunderlichen Bären mit dem wunderlichen Namen. Hu! wie er mich ansah! Und was es ihm für Mühe kostete, grüßend den Hut zu ziehen! — Er war bei Ihnen, er hat Ihnen die Ohren

vollgebrummt? — So sprechen Sie doch!" setzte sie scharfen Tones hinzu. „Sie sehen jetzt plötzlich ein, daß Sie mir ein paar Worte zu viel gesagt haben und wissen nicht, wie Sie sich zurückziehen sollen? Aber ich will Ihnen zu Hilfe kommen. Ich nehme Ihre Betheuerungen für ungesagt — und wir sind uns nichts weiter als zuvor. Oder wollen Sie, daß ich Sie gänzlich meide? Auch das —"

„O, Melitta, ich wollte, ich könnte so leicht vergessen, als Sie es zu können scheinen!" seufzte er schwer.

„Wer sagt Ihnen, daß ich es kann? Aber soll ich mein Herz so weit erniedrigen, bei Ihnen zu betteln? Mein Gott, ich hab' es im nächtlichen Grübeln vorausgesehen, daß es so kommen würde, daß es nur eine flüchtige Künstlerlaune sei, was Sie bewegt, und daß es mir nicht erspart bleiben würde, eines Tages mit kühlem Lächeln verabschiedet zu werden! — Allerdings hätt' ich es nicht — so bald erwartet. — Doch, Sie haben Recht, Sie handeln immerhin noch ehrlich, daß Sie es verschmähen, mich mit einer Comödie der Täuschung hinzuhalten."

Sie war noch nie so schön als jetzt, mit dem schmerzlichen Zug um die Lippen und den gesenkten Wimpern, die sich der Thränen schämten, welche sie nicht verbergen konnten. Sauser ergriff stürmisch ihre Hand, hielt sie trotz ihres Widerstrebens fest und preßte sie in seinen fieberischen Fingern.

„Nicht so, nicht so! Wissen Sie denn, was Sie sagen? Wenn Eins von uns Beiden ein solches Ende zu fürchten hätte, so wäre ich's. Sie haben tausend Beziehungen zur großen Welt, die Sie mich vergessen lehren könnten, und eben deshalb wage ich es nicht, Ihnen mein ganzes Herz zu eigen zu geben, weil mein ganzes Ich, mein ganzes Leben daran hängen würde. Ich müßte darüber zu Grunde gehen."

„Ach! Herr Buerstenbinder hat Sie vor mir gewarnt?" sagte sie mit bitterem Lächeln. „Wir spielen also Versteckens mit einem Mißtrauen, daß gar nicht in uns liegt? — Hans, soll ich mich vertheidigen? Wenn Ihre Liebe noch



lebt, so braucht es dessen nicht, dann müssen Sie wissen, daß ich Ihnen für immer angehöre, daß ich Ihnen folge — bis an's Ende der Welt, wenn Sie wollen!"

Sie schmiegte sich in seine Arme. Er legte ihren schönen Kopf an seine Schulter und hielt sie so eng umschlungen.

„Melitta, Melitta, ich zweifle ja nicht an Ihnen. Aber kennen wir uns denn selbst so weit, daß wir sagen können, so und so werde ich immer bleiben? Was kann ich Ihnen denn auch sein — für's ganze Leben?"

„Mein Glück, mein Frieden, mein Himmel!" flüsterte sie innig, unter Lächeln und Thränen zu ihm aufsehend.

Sauser hielt sein Wort. Am vierten Tage war die Terracottabüste fertig. Als Hans sie an Melitta überreichte — als Angebinde, da sah sie ihn lange an und wurde roth. Ihre feinfühlige Klugheit sagte ihr Alles; nun errieth sie fast jedes der Worte, mit welchen Buerstenbinder den jungen Freund gewarnt hatte. Aber sie theilte ihm nichts von diesen Muthmaßungen mit.

„Wo haben Sie den kleinen Gypsabguß Ihres Scävola gelassen?" fragte sie, sich in dem Atelier umsehend.

„Der Kunsthändler Camelli hat mir erlaubt, ihn in sein Schaufenster zu stellen. Buerstenbinder hat mich an den Mann empfohlen."

Sie legte die Lippen fest auf einander und betrachtete sinnend ihr wunderbar getroffenes Porträt.

„Ich werde es morgen abholen lassen," sagte sie dann. „Es soll einen Ehrenplatz in meiner Villa bei Frascati einnehmen."

„In Ihrer — Villa?" fragte er erstaunt.

„Ich habe gestern eine solche gemiethet, unweit von Frascati, in einer allerliebsten Wildniß, so ganz geschaffen zum Träumen und — zu einem weltabgeschiedenen Glück. Sie werden mich doch besuchen auf diesem Sommersitz?"

„Ich kann nicht. Ich muß arbeiten."

„Das können Sie ja auch da draußen und noch viel besser. Wie können Sie es denn den ganzen Sommer in dieser erstickend heißen Stadt aushalten? Dort haben Sie den frischen grünen Wald, erquickende Natur und idyllische Ruhe. Oder widerstrebt es Ihnen auch, meine — Gastfreundschaft anzunehmen?"

„Sie sind bitter, Melitta. Aber versetzen Sie sich in meine Lage. Dürfte ich nur auf meine Liebe hören, so gäbe es nichts Peinliches zwischen uns. Allein wir leben nicht mehr in Arkadien. Ich darf nicht vergessen, daß uns ein unübersteigliches Hinderniß trennt."

„Und was ist dies für ein Hinderniß?"

„Ich — mag es nicht aussprechen. Sie müssen es auch wissen."

„Mein — Reichthum?" lachte sie auf. „Das ist's doch, nicht wahr? Und das war's auch, womit Ihnen Herr Buerstenbinder so eindringlich in's Gewissen redete? Hahaha!"

„Lachen Sie nicht! Hat er denn nicht Recht?"

„Wissen Sie denn, auf welchem schwanken Grunde dieser gleißnerische Reichthum steht? Ich bin nur reich — als Witwe. Herr v. Rost hat mich nur unter der Bedingung zur Universalerbin eingesetzt, daß ich mich niemals wieder verheirate. Er war ein eifersüchtiger Egoist. — Mit meiner Witwenschaft müßte ich mich auch meines Vermögens entäußern, das der Seitenlinie der Familie zufiele — und ich wäre bettelarm." Sie stellte sich ihm gegenüber und sah ihn lächelnd an. „Würden Sie endlich an die Aufrichtigkeit meiner Liebe glauben, wenn ich den ganzen Mammon hinwürfe — durch ein einziges Wort — um Ihretwillen?"

„Melitta!" rief er mit blitzenden Augen. „Das könntest du wirklich um meinetwillen thun — als mein Weib?"

„Hast du daran gezweifelt?"

„Verzeihe mir!" Er sank ihr zu Füßen und drückte ihre Hände inbrünstig an die Lippen. „Mit diesem Wort machst du mich unendlich glücklich — und doch auch wieder elend, denn darf ich es wagen, an die Verwirklichung dieser Hoffnung zu glauben? Ich bin arm, ich habe ja nichts als meine Kunst."

„Und ist das nichts?" sagte sie heiter, ihn sanft emporziehend. „So warten wir einfach, bis dich diese Kunst so belohnt, wie du es verdienst, du Kindskopf!"

Er wollte sie in Seligkeit und Jubel umarmen, da wurden sie von einem seltsamen Lärm unterbrochen, der eine noch seltsamere Ursache hatte.

Kling! Krach! Klirrrr! ging es; es war das Oberfenster über der Ateliertbüre. Sauser und Melitta blickten erschrocken um und sahen den Obertheil einer Leiter durch die Bresche ragen und im zersplitterten Fensterrahmen das verdutzte Gesicht des schönen Fridolin mit blutender Nase.

„Um Himmels willen, wer ist das? Was will der Mann?" schrie die Dame entsetzt auf.

Sauser überblickte die Sachlage etwas früher. Mit einem Satz war er an der Thür, riß sie auf und zog den unglücklichen Wachposten herab, der sich noch nicht von der Erschütterung durch die abgerutschte Leiter erholt hatte.

„Entschul —," stotterte der schöne Fridolin, aber er kam nicht weiter.

Sinnlos vor Wuth packte ihn Hans mit der Linken an der Brust und schlug ihn mit der andern Hand links und rechts hinter die Ohren. Erst als sein Opfer in ein klägliches Geschrei ausbrach, ließ er es los. Er fuhr sich über das bleiche Gesicht und ging zu Melitta zurück, sie wegen seiner Heftigkeit um Verzeihung zu bitten, während der so schmählich gemaßregelte Schlachtenmaler wimmernd über den Hof hinkte.

Von der Stunde an hatten aber weder der schöne Fridolin, noch seine beiden Cumpane mehr Lust, die interessanten Notizen auf ihrem Wandkalender fortzusetzen.

Am nächsten Tage — Melitta's Porträtbüste war eben abgeholt worden, um sie, wie die Eigenthümerin sich vorgenommen, nach ihrer Villa transportiren zu lassen — empfing Sauser zu seiner höchsten Ueberraschung den reichen Kunsthändler Camelli in seinem Atelier.

„Ihr Mucius Scävola gefällt mir, Signor," begann derselbe nach den ersten einleitenden Worten mit der gemessenen Kürze des Geschäftsmannes, „aber mit dem Gyps

ist es nichts. Wollen Sie das Ding in Marmor ausführen?"

Sauser sprang auf. „Wie können Sie fragen? Was könnte mir denn willkommener sein?"

„Ich will Ihnen zehntausend Lire dafür geben. Sind Sie zufrieden?"

„Oh!" Hans hätte den Mann beinahe umarmt; ihm schwindelte der Kopf.

„Und ich lasse Ihnen Zeit bis zum Herbst damit. Abgemacht? — Hm! Ja, fällt mir ein! Sie sind Anfänger, Sie brauchen vielleicht einen Vorschuß — für das edle Material und Ihre sonstigen Bedürfnisse, wie?"

„Allerdings —" zögerte der junge Künstler verlegen; „meine Mittel sind karg und ..."

„Machen wir's kurz. Ich leiste die Hälfte des Honorars als Anzahlung."

Sauser flimmerte es vor den Augen, als der Kunstmakler eine ehrwürdige Brieftasche hervorzog und fünf blanke Tausenderbanknoten auf das Holzgestell legte, das vor einer halben Stunde noch Melitta's Büste getragen hatte. Wie im Traum geleitete er den Himmelsboten hinaus.

Das erste Honorar! Nur wer selbst als Künstler ein solches empfangen, weiß, was das bedeutet.

Hans kam sich vor, als dürfe er jetzt die ganze Welt kaufen. Sein Erstes war, nach der Via di Ripetta zu laufen, um Buerstenbinder von diesem unverhofften Glücksfall in Kenntniß zu setzen. Aber nein! Melitta sollte die Erste sein, die davon erfuhr.

Als sie zur gewöhnlichen Nachmittagsstunde bei ihm eintrat, ging er ihr mit zitterndem Athem entgegen.

„Heute habe ich einen sozusagen officiellen Beweis für mein Können erhalten. Mir wurde ein sehr schmeichelhafter Antrag zutheil."

„Sie wollen fort?" stieß sie erschreckt hervor.

„Nein, Melitta! Aber hören Sie und staunen Sie! Lassen Sie mich Hurrah rufen! — Ich werde meinen tapferen Römer in Marmor meißeln — es soll der schönste carrarische Block sein, der nur aufzutreiben ist."

„Ah! Ich gratulire."

Sauser erzählte haarklein das große Ereigniß und Frau v. Rost hörte mit freudegerötheten Wangen zu.

„Herrlich, herrlich!" rief sie dann, in die Hände klatschend. „Habe ich's nicht gesagt? Der künftige Reichthum des berühmten Künstlers meldet sich schon an. Wir werden vielleicht kein ganzes Jahr zu warten haben — das heißt, wenn Sie dann die arme, unbedeutende Melitta nicht für zu gering finden, um —"

Er ließ sie nicht ausreden. Er zog sie stürmisch in seine Arme und schloß ihr mit einem Kusse den Mund.

„Aber jetzt werden Sie es doch nicht verschmähen, mein Gast zu sein?" sagte sie dann, sich loswindend. „Jetzt sind Sie es ja Ihrem großen Werke schuldig, es in angemessenerer Umgebung fertigzustellen. Jetzt können Sie mich doch nicht mehr im Verdacht haben, Ihnen aus demüthigender Großmuth ein Asyl bieten zu wollen? Kommen Sie, wir verlassen heute noch diese dunsterfüllten Mauern! Eine halbe Stunde von Frascati finden Sie ein wirkliches Tusculum. Im Erdgeschoß ist ein herrlicher Raum für ein Atelier, und Ihre Zimmer daneben sehen mitten in das dichte Grün, das das Haus vor aller Welt versteckt. Und wenn Sie fürchten, daß ich Sie störe, Hans, dann verspreche ich Ihnen, daß Sie mich mit keinem Auge sehen sollen."

Er wollte noch Einwendungen machen, aber sein Herz hielt vor dem Zauberbann ihrer süßen Lippen, ihrer Hexenaugen nicht Stand.

Eine Stunde später erhielt Signor Gioachino Pucci von seinem jungen Miether einen vollen Monatszins ausbezahlt, und Sauser bestieg mit Melitta ihren Wagen, der sie nach Frascati fahren sollte.

Hans empfand zwar einige Gewissensbisse, als er an Buerstenbinder dachte, von dem er nicht einmal Abschied genommen hatte, aber es bangte ihm vor einer gewissen Miene, vor einem gewissen Blick des Freundes. Freilich, der Mann meinte es wohl gut mit ihm, aber — er war doch ein schrecklicher Pedant; er wollte ja durchaus nicht begreifen, daß Liebesleidenschaft der edelste Sporn für das Künstlertalent sei.

Zehntes Capitel.

Renate von Perneck hatte ihre Stellung im Hause des Geheimraths Volkmann in Berlin aufgegeben. Der Umstand, daß ihre beiden Zöglinge bereits in ein Alter getreten waren, in welchem sie keiner Gouvernante mehr bedurften, hatte ihr einen willkommenen Anlaß geboten, das nachgerade immer dornenvoller gewordene Amt niederzulegen. Sie hatte ein Engagement als Gesellschaftsdame angenommen und zwar just für dieselbe kleine Residenzstadt in dem X.-schen Herzogthum, welche den Zielpunkt für die geheimen Projecte ihres Bruders und Paul Dröscher's bildete. Davon hatte sie allerdings keine Ahnung. Sie sollte in das Haus des Commerzienrathes Mühlberg treten, eines der angesehensten Großindustriellen in dem Residenzstädtchen, das überhaupt nur seiner Bedeutung als Handelsplatz verdankte, daß es nicht gänzlich unbekannt blieb.

Dröscher schlug zwei Fliegen mit einer Klappe, das heißt er fand ein Mittel, nicht nur Perneck, den unentbehrlichen Sohn des einstigen Adjutanten des Prinzen Conrad Friedrich, sondern auch Gertrud, den Magnet seiner „Soiréen“, an sich zu fesseln. Das Mädchen und Bruno waren sich allmälig näher getreten und Letzterer wußte, daß das Liebesgeständniß, das ihm auf der Zunge lag, erhört werden würde, aber er drängte es immer wieder zurück, denn wie

hätte er es denn wagen dürfen, um sie zu werben, er, der jetzt allein von den „Darlehen“ ihres Bruders lebte. Da war es eben Dröscher, der ihm zu Hilfe kam.

„Sie lieben meine Trudel und das Kind liebt Sie wieder,“ sagte er ihm eines Tages ohne Umschweife. „Wohlan denn, ich mache Ihnen einen Vorschlag! Ich will das Glück meiner Schwester begründen. Da wir uns schon einmal zu einem Compagniegeschäft verbunden haben, kann es uns ja Beiden recht sein, wenn wir unsere Beziehungen noch enger knüpfen. Ich acceptire Sie als Schwager und wir führen gemeinsamen Haushalt. Vorläufig können Sie sich in meinem Salon nützlich machen; Sie vertreten mich in meiner Abwesenheit an der Roulette und ich räume Ihnen Halbpart ein. Ich hoffe ohnedies, daß wir in unserer Haupt- und Staatsaction unser Schäfchen bald im Trockenen haben, und dann brauchen wir uns Beide bis an's Lebensende keine Sorgen mehr zu machen.“

Perneck hätte in Alles gewilligt, wenn Gertrud der Preis war. Seine leidenschaftliche Liebe hatte die Stimme des Gewissens in ihm längst zum völligen Schweigen gebracht. Er nahm den Vorschlag des Haifisches mit Freuden an.

Kurz vor seiner Hochzeit erfuhr er durch ein zufälliges Zusammentreffen mit einem Diener des Geheimraths Volkmann, daß Renate ihren Gouvernantenposten und Berlin verlassen habe, ohne daß ihm der Gewährsmann jedoch über den jetzigen Aufenthaltsort der Schwester hätte Auskunft geben können. Bruno kümmerte sich auch nicht weiter darum, er war nur froh, daß er keine Begegnung mit Renate mehr zu fürchten hatte. Es wäre ihm doch sehr peinlich gewesen, ihr unter den gegenwärtigen Verhältnissen, als anscheinend gut situirter Ehemann, gegenüberzutreten und sein bisheriges ängstliches Fernebleiben von ihr entschuldigen zu müssen.

Mit der größten Sorgfalt und dem abgefeimtesten Raffinement gingen die beiden künftigen Schwäger an die Ab-

fassung des „Tagebuch des Obersts von Perneck,“ nach dessen Vollendung Bruno seine Geliebte heimführen sollte. Nach den Vorlagen der hinterlassenen Briefe und belanglosen Notizen aus dem Nachlaß des Obersts übte sich der Exlieutenant bis zur meisterhaften Nachahmung der Handschrift seines Vaters. Dröscher war es dann, der die angeblichen Aufzeichnungen aus den Fünfzigerjahren dictirte. Er war natürlich schlau genug, ihnen einen gewissen flüchtigen, unbestimmten Charakter zu geben, so daß er nichts zu berühren brauchte, was über seine wahrscheinlichen Combinationen hinausreichte. Es war ein Meisterstück der Casuistik eines Schurken, der einzelne aufgegriffene Fäden zu einem anscheinend durchaus haltbaren Gewebe zusammenzuknüpfen verstand. Auch äußerlich wurde dieses tückische Document in geschicktester Weise präparirt. Die Tinte, mit welcher Bruno schrieb, hatten sie vorher mit einer chemischen Säure zersetzt, daß sie eine braune, anscheinend veraltete Schrift lieferte. Dann zog Dröscher das ganze Heft durch einen Absud von schwachem Kaffee, stieß die Kanten des Papieres mit einer Feile ab und gab dem Papier durch kunstvolle Behandlung mit Staub das scheinbare Alter so und so vieler Jahrzehnte.

Sobald das „Oeperchen“, wie es der Haifisch nannte, fertig war, beschleunigte Dröscher die Heirat der Schwester. Es war ihm ja darum zu thun, daß Perneck nicht am Ende auf die Idee käme, das Tagebuch — allein zu verwerthen. Aus demselben Grunde nahm er dem theuren Schwager auch alle Mühe der Ausnützung des Oeperchens ab. Während Bruno und Gertrud in dem nunmehr entsprechend vergrößerten Heim in der Behrenstraße zu Berlin ihre Flitterwochen feierten, begab sich Ehren-Dröscher nach der Herzogsresidenz, um „den Boden zu sondiren.“

Dort hatte er indessen schon aus der Ferne „Stimmung“ gemacht. Herzog Josef Wladimir hatte mit Bestürzung eine Reihe von Zeitungsartikeln empfangen, welche die alten

Familiengeschichten seines Geschlechts in einer mindestens sehr respect- und pietätlosen Weise wieder ans Tageslicht zogen. Daß es der Schwiegervater seines Sohnes sei, der ihm diese Feuilletons übermittelte, davon hatte Serenissimus ebensowenig eine Ahnung, als es Pöckheim einfiel, daß Dröscher durch diese Preßindiscretionen eigene Absichten verfolgen könne.

Den schwersten Kummer erfuhr jedoch der Herzog durch seinen einzigen Sohn. Erbprinz Gustav Friedrich hatte sich gänzlich in seinem Schlößchen bei Buchenried eingesponnen, wo er seinen wissenschaftlichen, oft sehr wunderlichen Spielereien oblag. Im ganzen Ländchen wußte man, daß er kränkelte, und immer mehr gewann die Meinung Boden, daß das traditionelle Familienverhängniß auch diesmal die directe Erbfolge durchbrechen werde, und daß Prinz Roland als der künftige Landesherr anzusehen sei. Und dabei wußte man noch lange nicht, wie schlecht es mit dem Erbprinzen eigentlich stand; dies wurde sogar dem eigenen Vater in schonender Zögerung verschwiegen. Der Leibarzt Dr. Rabenstein hatte nur Roland und den Grafen Brukh-Tromberg, den Hausminister, in den bedenklichen Zustand des hohen Patienten eingeweiht. Gustav Friedrich war einer Abzehrung verfallen, die erschreckliche Fortschritte machte. Und der Eigensinnige war schlechterdings nicht zu bewegen, ein milderes Klima aufzusuchen. Mit stumpfer Gleichgiltigkeit hatte er seine Gemahlin zu Beginn des Sommers wieder davonziehen lassen und sich in sein Laboratorium in der düsteren Einsiedelei von Buchenried verkrochen, von Niemand als einem Kammerdiener begleitet. Er hatte selbst an dem Umgang mit dem Vetter alles Interesse verloren, der ihn von Zeit zu Zeit besuchte. Roland beobachtete den physischen Verfall des Bedauernswerthen mit Entsetzen, er wußte ja besser als sonst Jemand, was die eigentliche Ursache dieses Marasmus war; er wußte auch, daß sich hinter Gustav Friedrich's äußerlicher Lethargie eine fürchterliche, zerstörende

Seelenqual verbarg, und fürchtete nichts Geringeres, als daß es nur eines erschütternden Anstoßes bedürfe, um diesen vielleicht schon von Geburt an abnormalen Geist von der dumpfen Melancholie zum hellen Wahnsinn zu treiben. Deshalb betrachtete er es als günstigen Umstand, daß Prinzeß Helene vom Hofe fern war. Ihre Gegenwart übte ja den unheilvollsten Einfluß auf den bemitleidenswerthen Gatten aus, den seine unglückliche Liebe mit dämonischer Gluth verzehrte. Roland hatte auch — für sich eine Zeitlang diesen höllischen Zauber der Sirene gefürchtet, trotzdem er sie so weit durchschauen gelernt, daß er wußte, Helene legte ihm ihre tückischen Fallstricke aus keinem anderen Grunde, als — um nach dem wahrscheinlich frühzeitigen Tode ihres jetzigen Gatten auf eine andere Weise — Erbprinzessin und dereinst Herzogin zu werden.

Daß Roland sich diesem betäubenden Banne nunmehr glücklich entzogen hatte, das dankte er einem kleinen Zufall, der seiner Willenskraft zu Hilfe kam. Dieser Zufall bestand darin, daß der gute Brukh-Tromberg seine einzige Tochter, welche jetzt das siebzehnte Jahr erreicht hatte, aus dem Berliner Pensionat nahm, um sie der hohen Schule des Hofes anzuvertrauen. Das Comteßchen war ja arm, und so mußte der Vater daran denken, ihr als Hofdame eine Zukunft zu sichern.

Und so kam der Tag, an welchem die junge Novize in die geheiligte Umgebung des Duodezsouverains eingeführt wurde, empfangen von der würdigen Oberhofmeisterin Baronin Isolde Gickenstitz, welche die abwesende Frau Erbprinzessin vertrat. Diese ceremoniöse Dame hätte das arme Kind durch ihre Haltung und Sprache bald um den letzten Rest von Fassung gebracht, wenn sich Prinz Roland nicht erbarmt und der kleinen Comtesse Melanie durch seine muntere, fast burschikose Galanterie den Beweis geliefert hätte, daß der Staub der Hofzöpfe doch noch nicht alle Heiterkeit und Natürlichkeit an diesem engherzigen Fürstenhöfchen erstickt

habe. Die junge Dame bewahrte ihm dafür auch eine ewige Dankbarkeit. Und siehe, als die erste Befangenheit glücklich abgestreift war, da entwickelte der reizende Backfisch eine Munterkeit, eine so erfrischende und herzerquickende Laune, daß Freifrau von Gickenstitz oft in höchst mißbilligender Weise das steife, vergilbte und vermoderte Haupt schüttelte ob der Kleinen, die sich Anfangs „wie ein Nönnchen" geberdet habe, das „nicht bis Fünfe zählen" könne und jetzt mit ihrem Muthwillen alle „gute Sitte" und Etikette auf den Kopf stelle.

Aber sogar der alte Herzog war dem fröhlichen Singvögelchen dankbar, das den öden Hof mit seinem allerliebsten Gezwitscher belebte. Und Prinz Roland? Dem verscheuchte das süße, naive Geplauder dieser holden Kinderlippen den größten Theil seiner finsteren Grillen. Das Antlitz der Prinzeß Helene verblaßte mit seiner ganzen dämonischen Schönheit zu einem lächerlichen Trugbild vor diesem braunen Krausköpfchen mit den zarten, zu keuscher Jungfräulichkeit aufknospenden Zügen, vor diesen innigen Veilchenaugen, die bald schwärmen, bald in toller Schalkhaftigkeit lachen konnten. Was galt ihm die „classischste" Regelmäßigkeit aller antiken Statuenschönheit — gegenüber dem feinen, fast durchsichtigen Stutznäschen Comteßchens Melanie, mit dem er sie oft neckte, nnd das sich doch mit niedlicher Keckheit in sein Herz gestohlen hatte.

Paul Dröscher hielt sich schon eine volle Woche in der Residenz auf, ehe er den ersten Schritt that, seinen Schatz zu heben. Er suchte mit Muße und Ueberlegung den geeigneten Punkt, wo er seine Hebel am besten ansetze. Sich direct an den Herzog zu wenden, schien ihm doch nicht recht geheuer, denn erstens war es immerhin möglich, daß der Souverain sich an irgendwelche Dinge erinnern konnte, welche der damalige Adjutant und Kammerherr Chlodwig v. Perneck in seinem Tagebuch unmöglich hätte übergehen dürfen; zum Zweiten war Josef Wladimir durch die Geschichte so furchtbar



compromittirt, daß er sich vielleicht auf gar keine Unterhandlungen eingelassen, sondern ihn durch irgend einen geheimen oder offenen Gewaltstreich unschädlich gemacht hätte. Bei dem, was für den Herzog auf dem Spiel stand, konnte er ja vor keinem Mittel zurückschrecken. — Den Erbprinzen einzuweihen, war nicht so leicht, denn Gustav Friedrich war auf seiner Einsiedelei völlig unzugänglich. Ueberdies witterte Dröscher einen Halbnarren in ihm, dessen Verhalten in dieser Sache kaum zu berechnen wäre. So blieb zunächst nur Prinz Roland. Je mehr der Schwindler diesem gegenüber seine Chancen berechnete, desto vortheilhafter erschienen sie ihm. Roland hatte als naher Verwandter des Herzogs so gut wie sonst Einer die Familienehre aufrecht zu erhalten, und vielleicht noch mehr, wenn sich die allgemeine Muth-

maßung erfüllen und er dereinst als das Oberhaupt des Hauses den Thron einnehmen sollte. Außerdem calculirte der Schelm ganz nach seinem eigenen Charakter folgendermaßen: Prinz Roland muß ebenso gierig nach der Oberhoheit streben und den ihm vorläufig noch im Wege stehenden Vetter hassen, wie damals sein Onkel nach der Herrschaft strebte und Bruder Conrad Friedrich haßte. Was kann ihm also willkommener sein, als gegen den Herzog und den Erbprinzen eine so furchtbare Waffe zu gewinnen wie dieses Geheimniß? Dann ist es ihm ja ein Leichtes, den Oheim zur Abdankung zu zwingen und über Gustav Friedrich mindestens ein Uebergewicht zu erlangen, welches ihn an und für sich schon zum Herrn des Hauses machen müßte.

Und so geschah es, daß sich Dröscher eines schönen Hochsommertages bei Prinz Roland zur Audienz melden ließ, „in einer dringenden Angelegenheit, das allerhöchste Familieninteresse betreffend."

Roland erinnerte sich des Namens Dröscher nicht gerade in der schmeichelhaftesten Weise und zögerte eine Weile, ehe ihn eine gewisse Neugierde bewog, den Mann in's Cabinet vorzulassen. — Es wird wohl auf einen noblen Bettel hinauslaufen, dachte er sich. Aber die bei allem angemessenen Respect doch sehr zuversichtliche Miene des Audienzbewerbers zerstreute diesen Gedanken beim ersten Anblick.

„Vergönnen mir Ew. Hoheit, eine Angelegenheit vorzutragen, bei welcher ich nur eine Vermittlerrolle ausübe!" waren Dröscher's einleitende Worte. Man sieht daraus, daß er es mit dem seinerzeit an Bruno von Perneck abgegebenen Versprechen, alle Gefahr auf sich zu nehmen, keineswegs genau nahm. Das Amt eines bloßen Vermittlers sicherte ihm nach allen Seiten eine so ziemlich freie Hand.

„Erinnern sich Hoheit vielleicht eines Kammerherrn Chlodwig von Perneck, der vor dreiunddreißig Jahren als persönlicher Adjutant in den Diensten weiland Seiner Hoheit des Herrn Prinz-Regenten Conrad Friedrich stand?"

„Ich war damals noch ein Säugling," entgegnete Roland achselzuckend, „aber ich habe später von diesem Herrn gehört. Er nahm, so viel ich weiß, auswärtige Dienste. Was ist's mit ihm? Ist das vielleicht die Person, deren Sache Sie zu vertreten haben?"

„Nur indirect. Ich bin der Bevollmächtigte des Sohnes. Oberst von Perneck ist seit mehr als zwei Jahren todt."

Und nun erzählte Dröscher, auf welche Weise Bruno in's Elend gerathen sei. Da habe derselbe durch Zufall in einem verborgenen Fache Aufzeichnungen von der Hand des Vaters entdeckt, ein regelrechtes Tagebuch. Daraus ginge hervor, daß Perneck sen. im Besitz eines Geheimnisses gewesen sei, welches er wohl hätte verwenden können, um sich bedeutende Vortheile zu verschaffen. Wenn er dies nicht gethan habe, so wäre dies ein Zeichen höchst anerkennenswerthen Edelmuths. Sein Sohn sei aber durch seine Nothlage gezwungen, diese Vortheile nun für sich in Anspruch zu nehmen.

„Ah — eine Erpressung?" machte der Prinz mit verächtlichem Lächeln.

„Nein, eine Bitte um Belohnung einer Verschwiegenheit, welche sehr im allerhöchsten Interesse liegt."

„Schon gut. Aber was soll denn verschwiegen werden? Was ist das für ein Geheimniß, das Sie meinen?"

„Ein Mord."

Roland lehnte sich in seinem Stuhl zurück und sah den Mann mehr erstaunt als erschrocken an.

„Ein Mord — an wem?" fragte er dann kurz.

„An dem eben genannten Prinz-Regenten Conrad Friedrich."

Der Prinz stand rasch auf. Seine Stimme zitterte ein wenig als er frug: „Wer sollte der Mörder sein?"

Dröscher zog lächelnd die Schultern empor. „Darüber getraue ich mir kaum eine Vermuthung zu haben, Hoheit. Das ist ja eben das vom Vater geerbte Geheimniß des

Herrn von Perneck, in welches ich nicht eingeweiht bin. Ich weiß nur einige Einzelheiten und Daten."

„Ei! — Ich halte das Ganze für eine unverschämte Lüge. Prinz Conrad Friedrich fiel auf der Entenjagd — durch die Unvorsichtigkeit eines Jägerburschen, das ist bekannt."

„Verzeihung — das ist allerdings die landläufige Meinung. Aber dieser Jägerbursche könnte doch in einem Auftrag gehandelt haben. Der Mann verschwand, das heißt er floh nach England — und wie es scheint unter heimlichen Begünstigungen von irgend einer dabei interessirten Seite. Vielleicht belieben Ew. Hoheit, darüber Erkundigungen einzuziehen. Ich rede natürlich nur vom Hörensagen."

Die eherne Stirn und die Ruhe Dröscher's frappirten den Prinzen. Er kaute einige Secunden an der Spitze seines Vollbartes, ehe er ihm wieder das blässer gewordene Gesicht zuwandte.

„Eine Frage! Warum wenden Sie sich mit dieser — Schauergeschichte gerade an mich?"

„O, erstens habe ich schon von früher die Ehre, Ew. Hoheit zu kennen. Ich hatte das Glück, Ew. Hoheit vor zwei Jahren bei mir an der Roulette empfangen zu dürfen."

Dröscher verneigte sich verbindlich und Roland hätte dem „alten Bekannten" am liebsten das Tintenfaß an den Kopf geworfen.

„Andererseits schien es mir geboten, mich an den Agnaten des hohen Hauses zu wenden, der durch seine Verwandtschaft zweiter Linie am ehesten zu einer rein objectiven Würdigung der ganzen Sache geneigt sein dürfte. Ihre Hoheiten, der Herzog und der Erbprinz scheinen mir der Schonung zu bedürfen ...."

Roland preßte die Zähne zusammen. Ein schmerzlicher Gedanke durchzuckte ihn. Er errieth nicht den eigentlichen tückischen Hintersinn jener Worte; er erbebte vor der Vorstellung, wenn der arme Gustav Friedrich von diesem Schurken

zum Opfer ausersehen worden wäre. Diese Mordgeschichte — selbst wenn sie aus der Luft gegriffen sein sollte — das wäre unfehlbar jener Anstoß zur völligen geistigen Vernichtung gewesen, den er, Roland, schon seit geraumer Zeit fürchtete. Nein, der Erbprinz mußte darüber um jeden Preis in Unwissenheit erhalten werden! — Aber jetzt begann er zugleich an einen festen Untergrund dieses Geheimnisses zu glauben. Dröscher war offenbar ein kluger Kopf, er schien zu wissen, wie es mit Geist und Gemüth des armen Melancholikers stand, er hatte davon ja auch Einiges angedeutet... Wenn seine Sache nur auf vagen Füßen stand, so wäre es ihm wohl vortheilhafter gewesen, sich damit an den schwachen Erbprinzen zu wenden.

„Um es kurz zu machen, Herr! Sie bieten mir, so viel ich verstehe, das Tagebuch dieses Herrn v. Perneck zum Kauf an?"

„So ist es, Ew. Hoheit."

„Aber ehe ich irgend einen Entschluß fasse, muß ich dieses Tagebuch doch sehen."

„Es steht Ew. Hoheit zur geneigten Einsicht zur Verfügung."

Roland streckte die Hand aus und sah dann Dröscher verwundert an, als derselbe sich bloß verbeugte.

„Nun, Sie haben doch das Ding bei sich?"

„Nein, ich bitte um Vergebung. Herr v. Perneck gibt dieses werthvolle Document nicht aus der Hand. Ich habe es nicht einmal gesehen."

Roland's Verblüffung vergrößerte sich und Dröscher merkte, daß seine Actien stiegen.

„Warum will dieser Sohn mir seine Acten dann nicht selber überreichen?"

„Weil ich sein Geschäftsträger bin," entgegnete Dröscher mit der selbstverständlichsten Miene. „Ich habe nur den Auftrag, Ew. Hoheit zur Einsichtnahme in das Tagebuch — an einem dritten Ort einzuladen."

„Und wo wäre das?“ fragte Roland stirnrunzelnd.

„In Berlin. Herr v. Perneck kann, wie gesagt, das Tagebuch vorläufig keine Minute aus der Hand geben und will den Einblick nur auf neutralem Boden gestatten. Hoheit werden diese Vorsicht nur nothgedrungen finden.“

„Ah — in erster Linie finde ich sie unverschämt, mein Bester! Muthen Sie mir etwa zu, daraufhin eine Reise nach Berlin zu unternehmen — Ihrem Cumpan einen Besuch abzustatten?“

„Wollen Ew. Hoheit gnädigst bedenken, daß es meine ganz subjective Wahl war, diese Angelegenheit gerade Ihnen vorzutragen. Das Interesse meines Auftraggebers kommt bei einem Vergleich erst in zweiter Reihe in Betracht. Ich glaube ein Gebot der Courtoisie zu erfüllen, wenn ich Ew. Hoheit einlade, sich aus freier Hand zu informiren, ehe Sie über Annahme oder Ablehnung meiner Kaufofferte eine Entscheidung treffen.“

Roland wandte den Kopf zur Seite und biß sich in die Lippe. Seine letzten Hoffnungszweifel begannen zu schwinden.

„Und wann könnte man dieses eigenthümliche Schriftstück sehen?“

„Jederzeit, Ew. Hoheit zu dienen.“

„Gut. Ich werde mir's überlegen. Lassen Sie mir nächster Tage Angaben über den Ort und die sonstigen genaueren Umstände zukommen, dann sollen Sie auch erfahren, ob ich mich dazu entschließen kann, Ihrer — Einladung Folge zu leisten.“

Dröscher machte seinen Kratzfuß und ging. Er war voller Zuversicht.

„Jetzt wird er die ersten flüchtigen Erkundigungen einziehen,“ sagte er sich mit befriedigtem Lächeln, „die Stichproben meiner Andeutungen über Johann Hufnagel, und dann weiß ich bestimmt, er wird kommen, er wird das Stelldichein nicht versäumen. Hahahaha! Gerade, daß wir

ihn nach Berlin citiren, gerade das hat ihm mächtig imponirt. Hahaha!“ ...

Dröscher ließ sich's die nächsten Tage trefflich wohl sein. Er logirte im ersten Hôtel der Stadt, als Herr von Dröscher natürlich, lebte auf großem Fuß, wie es einem Cavalier geziemt, versäumte kein Vergnügen, sammelte mit einem seiner Sorte besonders eigenthümlichen Talente eine Menge Bekanntschaften — durchwegs Männer der besten Gesellschaft, mit denen er allabendlich beim Wein plauderte und scherzte und ab und zu auch ein „Apropos-Spielchen“ machte — ja, der Tausendsassa war auf dem besten Wege, als interessanter Gast in die angesehensten Häuser eingeführt zu werden.

Prinz Roland that wirklich, wie Dröscher vermuthete; er verfolgte bei seinen Informationen denselben Weg, den dieser in den zwei Jahren gegangen war, und das Resultat war, daß er gleichfalls Einzelheiten sammelte, die die That jenes Johann Hufnagel in einer höchst bedenklichen Beleuchtung erscheinen ließen. Wenn es vielleicht auch nicht klar nachzuweisen war, daß der Mann aus dem Untersuchungsgefängniß entschlüpfen gelassen worden — so stand es doch mindestens fest, daß man nachträglich nicht einmal einen scheinbaren Versuch gemacht, seiner wieder habhaft zu werden, kurz es erwies sich als zweifellos, daß Alles, was mit dem Namen Hufnagel zusammenhing, amtlich „vertuscht“ worden war. Tiefer als Dröscher konnte auch Roland diesen Details nicht auf den Grund gehen; er mußte sich ja wohl hüten, die Aufmerksamkeit des Beamtenkörpers auf diese alte, halb vergessene Geschichte zu lenken.

Mehr als einmal stand Roland schon auf dem Sprung, dem alten Herzog mit einer directen Interpellation gegenüberzutreten, aber er konnte die anknüpfenden Worte nicht finden; es war ihm, als müsse das furchtbare Geheimniß, an dem er jetzt nicht mehr zweifelte, wie ein von seinen Dämmen entfesselter Strom mit Riesengewalt sich nach allen

Seiten ausdehnen, Alles verheerend — sobald er nur eine Silbe davon gegen den Oheim oder den Vetter über die Lippen brachte.

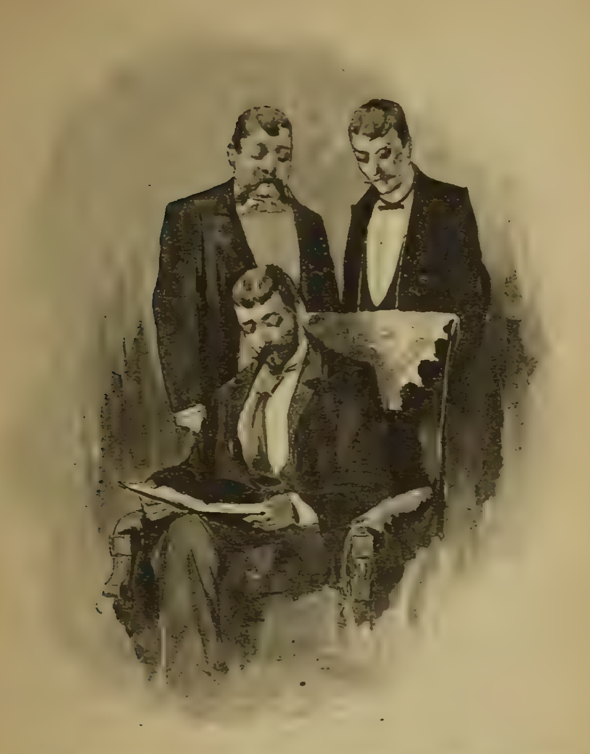
Als Dröscher nach einigen Tagen die verlangten Notizen einsandte und nach den Entschlüssen Seiner Hoheit unterthänigst fragte, gab Roland den kurzen Bescheid: „Ich komme!" Er wollte doch mindestens das ominöse Schriftstück kennen lernen, ehe er sich beim Herzog — die letzte Bestätigung holte.

„Wir haben ihn!" telegraphirte Dröscher an seinen Schwager. Er benützte denselben Zug, mit welchem auch Prinz Roland, im tiefsten Incognito, nach Berlin fuhr, vom Onkel-Herzog mit einer Urlaubsbewilligung versehen.

Roland betrat mit einem widerlichen Gefühl die Räume in der Behrenstraße, in denen ihn jedes Möbelstück an damals erinnerte, wo er sich und den Vetter durch eine zufällige Table d'hôte-Bekanntschaft hier hatte einführen lassen, in der eitlen Meinung, Gustav Friedrich's Melancholie am Spieltisch zerstreuen zu können.

Gertrud zeigte sich nicht; sie hätte es nicht über sich vermocht, dem einstigen „Herrn von Dahlen" gegenüberzutreten. Jetzt hätte sie ihm kaum mehr die herbe, stolze Miene von damals zeigen können, jetzt war sie ja, so wie ihr Gatte und durch diesen, endgiltig in dem aus Trug und Tücke geflochtenen Netze ihres Bruders verstrickt. Freilich hätte sie von diesem Dahlen kein spöttisches Lächeln mehr zu fürchten gehabt; Roland hatte die Kunst der objectiven Beschaulichkeit und Heiterkeit eingebüßt.

In demselben Salon, in welchem er damals mit dem interessanten Mädchen geplaudert hatte, stellte ihm Dröscher den jungen Perneck vor. Roland's scharfem Blick entging es nicht, daß der blasse Mann in seinem ganzen Wesen eine Scheu verrieth, welche man auf Rechnung eines gewissen Schamgefühls setzen konnte.



Eine unheimliche Stille herrschte in dem Zimmer. Stumm verneigte sich Bruno vor dem Prinzen, der kaum mit dem Kopf nickte. Schweigend schob Dröscher dem hohen Gast einen Fauteuil an den Tisch, auf welchem das berühmte Tagebuch des Obersts v. Perneck lag. Roland setzte sich und die beiden Schwäger stellten sich hinter seinem Stuhl auf. Bruno hatte die bleichen Lippen fest aufeinandergelegt

und verbarg mühsam das Zittern seines Athems; er sah starr vor sich hin, um nicht dem teuflischen Blick seines Complicen zu begegnen, der ihm jetzt unerträglich gewesen wäre. Es war, als läge eine Leiche im Hause, an der Jeder gerne lautlos vorüberschleicht. Die Stille wurde nur ab und zu durch das Rascheln des Papiers unterbrochen, wenn der Prinz wieder eine Seite in dem vergilbten Heft umschlug...

Roland erhob sich endlich mit einem schweren Seufzer. Die wächserne Blässe seines Gesichtes leuchtete wahrhaft gespenstisch unter dem dunklen Kopf- und Barthaar hervor.

„Ihr Vater hat Ihnen da ein trauriges Erbe hinterlassen,“ sagte er leise, ohne Perneck anzusehen. „Er war ein Ehrenmann und hätte das wohl nie geschrieben, wenn er eine Ahnung gehabt hätte, welchen Gebrauch sein Sohn davon machen würde.“

„Hoheit, er wußte auch nicht, daß sein Sohn die Bitternisse des Lebens bis auf die Neige werde durchkosten müssen,“ entgegnete Bruno, krampfhaft an seinen Rockknöpfen spielend. „Wäre ich nicht in Noth, so würde ich mich keinen Augenblick bedenken, Eurer Hoheit dieses Schriftstück bedingungslos zu überreichen.“

„Gut, gut. Wir wollen darüber keine unnöthigen Worte verlieren. Kommen wir zur Sache. — Was für einen Preis fordern Sie dafür?“

Bruno verbeugte sich und trat in den Hintergrund des Zimmers zurück. Als sich der Prinz ungeduldig umwandte, um seine Frage zu wiederholen, hatte er das kalte Raufboldgesicht Paul Dröscher's vor sich.

„Aha! Nun tritt wieder der Vermittler — der Geschäftsmann in sein Amt.“

„Eurer Hoheit zu dienen.“

„Wie viel?“

Dröscher neigte sich zu dem Ohr des Prinzen und flüsterte einige abgemessene Silben. Roland fuhr zurück.

„Sind Sie verrückt?“ rief er, während die Blässe auf seiner Stirn einer Zornesröthe Platz machte.

„Ich glaube noch nie so vernünftig gewesen zu sein als eben jetzt, Ew. Hoheit.“

„Ah! Das ist ja unerhört! Herr, das ist ja fast mein ganzes Vermögen! Ich bin verhältnißmäßig arm, — ein jüngerer Prinz, kurz, ich müßte mich beinahe aller meiner Privatmittel entblößen.“

„Die Ehre Ihres erlauchten Hauses, mein Prinz, kann nicht zu theuer erkauft werden.“

„Herr von Perneck! Ist das wirklich Ihre Forderung? Ich dachte, Sie wollten bloß eine Verbesserung Ihrer Lage anstreben durch dieses — Geschäft?“

„Ich habe es diesem Herrn überlassen, die materiellen Bedingungen zu stellen, Hoheit,“ stammelte Bruno, ohne aus seiner Ecke hervorzutreten. „Mein Antheil ist nicht so bedeutend, als es scheinen mag, und ich habe mich jedes Rechtes einer Modification von vorneherein ausdrücklich begeben.“

„Ihr spielt euch vortrefflich in die Hände!“ lachte Roland grimmig auf. „Einer redet sich auf den Andern aus.“

„Ich erlaube mir zu wiederholen,“ bemerkte Dröscher gelassen, „daß ich mich nur in zufälliger Wahl an Ew. Hoheit gewendet habe. Wenn Ihnen der Preis zu hoch erscheint — nun wohl, so wenden wir uns an einen anderen Kunden. Seine Erlaucht, Herr Landgraf Pöckheim zum Beispiel, würde sich für unsere Waare sehr interessiren.“

„Pah, der kann euch nicht den hundertsten Theil eurer unverschämten Forderung dafür bieten!“

„Wer weiß. Herr von Pöckheim würde bei Seiner Hoheit, dem allergnädigsten Herrn Herzog wohl noch eine größere Summe damit gewinnen können. — Auch Erbprinz Gustav Friedrich fände das Ding vielleicht nicht zu theuer.“

Roland zuckte mit den Lippen. Der arme Vetter! Der Gedanke an ihn machte ihn schaudern.

„Eure Schlauheit rechnet gut," zischte er zwischen den knirschenden Zähnen hervor. „Ihr wißt es wohl, daß dieser Flecken um jeden Preis getilgt werden muß. Ah! — Nun wohl, ich lehne euer Angebot nicht ab. Aber auch ich will mich auf den Boden eines kalten Geschäftes stellen. Ehe ich mich zum Bettler mache, muß ich die Sache noch eingehender prüfen. Ich will mir Proben von der Handschrift des Oberst's von Perneck verschaffen, um genau vergleichen zu können. Ich werde bei dem Herzog sondiren, wie weit diese Tagebuchnotizen echt sind; kurz, ich muß längere Bedenkzeit haben — oder ich nenne dieses ganze Werk eine niederträchtige, infame Lüge!"

„Wir brauchen Ihre weiteren informirenden Schritte nicht zu scheuen, Hoheit," erwiderte Dröscher mit verblüffender Zuversicht. „Welche Frist begehren Sie, mein Prinz?"

„Nun — sagen wir: sechs Monate."

„Hm! Ein volles halbes Jahr? Gut, aber dann müßten wir um eine Art Caution bitten. Gegen Erlag einer Anzahlung halten wir das Tagebuch bis 1. Februar des kommenden Jahres zu Eurer Hoheit Verfügung, ohne bis dahin den Versuch zu einer anderweitigen Verwerthung zu machen."

Der Prinz nahm ein Checkbuch hervor, füllte einen Zettel aus, riß ihn ab, ihn Dröscher hinhaltend.

„Hier ist eine Anweisung an mein Berliner Bankhaus. Genügt Ihnen diese — Caution?"

Dröscher las und verneigte sich geschäftsmäßig. „Ganz in Ordnung. Am 1. Februar erwarten wir die endgiltigen Entschlüsse Eurer Hoheit — das heißt, wenn Erbprinz Gustav Friedrich bis dahin noch lebt, was Gott geben möge."

„Wie? Was soll diese Nebenbedingung?"

„Verzeihung. Ich weiß, daß die Gesundheit Seiner Hoheit sehr erschüttert ist. Tritt eine Katastrophe ein, so wäre es möglich, daß der trauernde Vater abdiciren wollte

— zu Gunsten des nächsten Agnaten. In diesem Falle könnten die An- und Absichten Eurer Hoheit vielleicht irgend eine Verschiebung erfahren und das Tagebuch für Eure Hoheit nicht mehr denselben Werth haben, wie jetzt, wo uns noch zwei Stellen zur Verwerthung offen stehen: der regierende Herzog und sein Sohn. Mit anderen Worten: wenn der Erbprinz nicht mehr wäre, der Herzog abgedankt und sich mit bescheidenen Mitteln in's Ruheleben zurückgezogen hätte — dann müßten wir das Angebot acceptiren, das Eurer Hoheit eben beliebte."

Roland sah den Schurken starr an. Wie, verstand es denn dieser, auf dem Grund seiner Seele zu lesen? Wußte dieser, daß er sich nur aus Edelmuth opfern wollte, um dem armen Gustav Friedrich wenigstens — einen ruhigen Tod zu sichern? — Dröscher fiel es allerdings nicht bei, bei irgend einem Menschen Selbstlosigkeit und Großherzigkeit vorauszusetzen. Er berechnete nur, daß Roland, wenn der Vetter stürbe, ja keinen Grund mehr hätte, eine Waffe gegen diesen und den Herzog zu handhaben, und daß es ihm, sobald er sein Ziel: den Thron erreicht, keine solchen Unsummen mehr werth dünken mochte, den Schandfleck auszutilgen, an dem ja sowohl er als sein Vater schuldlos waren. Roland mußte doch ganz gut wissen, daß er dann jedenfalls um das Tagebuch gehörig feilschen dürfe, denn den beiden Besitzern konnte die Rachsucht doch niemals werthvoll genug erscheinen, um nicht jeden halbwegs annehmbaren Preis dafür einzutauschen.

„Das heißt, falls eine solche Katastrophe einträte —"

„Pardon, sobald sie bevorstünde, müßten wir darauf bestehen, daß Hoheit eine sofortige Entscheidung treffen — oder wir wenden uns unverzüglich an den Herzog; und in diesem Falle wäre es natürlich nicht unsere Schuld, wenn derselbe über die Gründe, welche Eure Hoheit zu den gegenwärtigen Kaufverhandlungen veranlaßten, — hm! eine irrige Meinung fassen sollte . . . ."

„Genug!" rief Roland entrüstet. „Es stünde mir schlecht an, Ihnen meine Beweggründe auseinanderzusetzen."

„Ich würde auch niemals so indiscret sein, nach denselben zu forschen. Ich mußte mir bloß die Erlaubniß erbitten, die Entwicklung der Dinge an Ort und Stelle beobachten zu dürfen. Ich werde bis 1. Februar in der Residenz meinen Aufenthalt nehmen, um sofort bei der Hand zu sein, wenn Ew. Hoheit Ihren Entschluß bezüglich dieses Tagebuches zu realisiren belieben würden."

„Meinetwegen. Ich werde Sie zu finden wissen."

Der Prinz ging hinaus und Dröscher gab ihm respectvoll das Geleite.

„Leichtsinniger!" empfing Perneck den zurückkehrenden Schwager einige Minuten hierauf. „Wie konntest du auf die Bedingung einer solchen gefährlichen Bedenkzeit eingehen?"

„Du Narr, sahst du denn nicht, daß wir nur dadurch an unserer Forderung festhalten können? Du lieber Himmel, es handelt sich ja auch um keinen Pappenstiel! Hahahaha!"

„Aber wenn nun unsere Fälschung entdeckt würde?"

„Wieso? Habe keine Furcht. Wenn auch das Tagebuch an sich nicht echt ist; die Hauptsache, die darin behauptet wird, ist wahr. Ich will mich hängen lassen, wenn unser Prinzlein nicht schon genug darüber erkundet hat, und wenn er uns mit seinen Bedingungen nicht bloß prüfen wollte. Wir weichen keinen Schuh breit zurück und lassen uns keinen Pfennig abfeilschen. — Die angewiesene Caution von 20.000 Mark gibt uns den Beweis, daß ihm wirklich sehr viel darum zu thun ist, unser Operchen in die Hände zu bekommen." — —

Prinz Roland schwankte in den nächsten Tagen in seinen Entschlüssen bezüglich dieser fatalen Angelegenheit. Wäre die geforderte Kaufsumme nicht so unsinnig hoch gewesen, er würde sie doch erlegt haben, ohne der peinlichen Geschichte noch weiter nachzuspüren So nahm er sich denn

vor, die nothwendigen Schritte so lang als möglich hinauszuschieben und blieb, seinen Urlaub benützend, vorläufig noch in Berlin. An dem engen Höfchen daheim glaubte er's für's Erste nicht aushalten zu können, mit dem was er wußte — seinem herzoglichen Oheim gegenüber.

Aber es war nicht allein Josef Wladimir, dem er dort ausweichen wollte. Noch schwerer fiel ihm der Gedanke an ein gewisses braunes Krausköpfchen, an ein Paar neckische Veilchenaugen auf die Seele. Jetzt empfand er erst so eigentlich, wie tief ihm das schelmische Kinderlachen eines gewissen Persönchens in's Herz gedrungen war — jetzt, wo ihm zugleich die schmerzliche Ahnung aufdämmerte, daß das kaum erschaute Glück für immer verloren, oder vielmehr unerreichbar sei. Wie durfte er daran denken, ein geliebtes Weib heimzuführen, das ebenso arm war, wie er — sobald er sein Vermögen darum hingab, von Gustav Friedrich einen Schlag abzuwenden, der ihn unfehlbar vernichtet haben würde! Daß er diesen Schlag auffangen müsse, stand bei ihm fest, und keines seiner eigenen Interessen konnte dieser Ueberzeugung gegenüber bei ihm in Betracht kommen. Wäre es nur auf ihn angekommen, so hätte er den heimatlichen Hof vielleicht für immer gemieden. Inzwischen suchte er sich durch oft forcirte Zerstreuungen seiner bösen Stunden zu entledigen. Er suchte lustige Gesellschaft auf, einen Künstlerkreis, in welchen er sich dadurch Eintritt verschaffte, daß er einigen talentvollen Anfängern ein paar Gemälde abkaufte, welche von der Kunstakademie ausgestellt worden waren. Die frische, ungebundene Heiterkeit dieser jungen Musensöhne that ihm wohl. Er hatte das Bedürfniß, wenigstens Andere lachen zu hören, wenn er es schon selbst nicht konnte.

Elftes Capitel.

Renate von Perneck hatte nicht allzuviel Ursache, den Wechsel ihrer Stellung einen vortheilhaften zu nennen. Sie fand ihre Umgebung im Hause des Commerzienrathes Mühlberg eigentlich noch weniger angenehm als in dem aufgegebenen Engagement. Hier wie dort mußte sie sich einem verletzenden Dünkel beugen und tausend Nadelstiche mit stiller Resignation erdulden, aber jetzt kamen noch unzählige Lächerlichkeiten einer kleinstädtischen Engherzigkeit dazu, die ihr das Leben vergällten. Beim Geheimrath Volkmann hatte sie sich mit widerspenstigen Zöglingen gequält — doch das waren wenigstens Kinder. Aber jetzt hatte sie die Aufgabe, der einzigen Tochter eines protzigen Krämers als Gesellschafterin, das heißt als Zielpunkt aller jener Launen zu dienen, wie sie nur einer arroganten, affectirten und herzlosen Zierpuppe eigen sein können. „Die reizende Albertine" nannten die Gäste des Hauses das Fräulein Mühlberg, und wahrhaftig, Renate fühlte sich von der jungen Dame nur zu oft „gereizt." Wie naiv das kleine Ding nur in Gesellschaft that; da war es ganz kindliche Jungfräulichkeit. Wären die jungen Herren, besonders wenn es sich um ein stark vergoldetes Gänschen handelt, nicht so ungemein schnell für ein achtzehnjähriges Lärvchen entflammt, so müßte es eine große Kunst sein, allüberall für ein sanftes, bescheidenes, inniges Gemüth zu gelten, während das süße Herzchen in Wirklichkeit in bedenklicher Verwandtschaft mit allen jenen Eigenschaften steht, welche der alte Sokrates an seiner berühmten Ehehälfte wahrscheinlich auch erst — nach der Hochzeit entdeckte.

In ihrer holden Naivetät schien Fräulein Albertine gar nicht zu wissen, daß sie im Bekanntenkreise ihres Vaters für eine der „schwersten Partieen" galt und als solche umschwärmt wurde. Vielleicht war sie sogar so naiv — ihr ganzes Benehmen ließ es wenigstens vermuthen, — daß sie

nicht die geringste Ahnung hatte, warum Herr Ferdinand Herold (auch eine schwere Partie) tagtäglich in dem Hause vorsprach und oft ganze Nachmittage im Salon zubrachte — in Gesellschaft Fräulein Mühlberg's und ihrer „lieben, theuren Freundin“ Renate. Der junge Mann besaß eine blühende Textilfabrik, welche er vor einigen Monaten, nach dem Tode seines Vaters, übernommen hatte. Er galt in seinem Kreise für das Musterbild eines tüchtigen Kaufmannes und der Commerzienrath Mühlberg konnte nicht oft genug versichern, daß er ihn „wie einen Sohn“ liebe. Die ganze Welt war auch überzeugt, daß der ausgezeichnete junge Mann nichts Besseres thun könne, als dieser väterlichen Liebe durch ein kühnes Wort an die Tochter einen entsprechenden Untergrund zu verleihen. Wenn er dies bisher unterlassen hatte, so war nach der allgemeinen Meinung nur der Umstand schuld, daß er noch die Trauerkleidung um den Vater trug. Und wir müssen gestehen, daß Frau Mühlberg, die fürsorgliche Mama, den Tag, an welchem Herrn Herold's Trauersemester zu Ende ging, schon längst in ihrem Kalender mit einem rothen Strich angezeichnet hatte. Daß dieser Tag in die nächste Nähe von Fräulein Albertine's Geburtstag fiel, nahm die wackere Frau Commerzienrath als einen Zufall von höchst günstiger Vorbedeutung.......

Renate fühlte sich geradezu angeekelt von der endlosen Comödie, die in diesem Hause gespielt wurde. Sie kam sich wie ein Statistin wider Willen dabei vor. Wenn sie oft so im Salon, im Garten oder im Sommerpavillon an der Seite der naiven Albertine saß, gleich dieser mit einer Handarbeit beschäftigt, die bekanntlich niemals vollendet wird und ihnen gegenüber dieser vielbesprochene Herr Herold, das „Muster,“ entweder das neueste Lustspiel vorlesend oder mit der Tochter des Hauses plaudernd, — da beschlich Renate oft das Gefühl bitteren Weltüberdrusses. Nicht, daß der Mann etwa ein Geck oder ein langweiliger Gesellschafter

gewesen wäre; nein, er las gut, er sprach mit sehr viel ruhigem Verstand und hatte die Manieren eines Gentlemans. Aber gerade deshalb fand sie es verächtlich, daß er, der doch gewiß genug scharfen Blick besaß, das hohle, durch und durch erheuchelte Wesen dieser Puppe zu durchschauen — daß er sich doch ganz willig in seine Rolle als „verschwiegener Bräutigam" fügte. Also galt es ihm, der Geld und Gut genug hatte, um eine Wahl nach seinem Herzen zu treffen, doch als selbstverständlich, sich nur „standesgemäß" zu verheiraten, das heißt: Mammon zu Mammon zu fügen und die schönste aller Institutionen als ein regelrechtes Geschäft zu betrachten.

„Freilich," sagte sich Renate im Stillen mit verächtlichem Lächeln, „diese Kaufleute, diese Krämerseelen haben ja überhaupt kein Herz. Und sie, die ihre Freunde, wie ihre Bräute mit minutiöser Genauigkeit nach ihrem Geldbesitz abmessen und sich über den Standesgenossen erheben, der ein paar Tausend weniger hat, gerade sie empören sich so phrasenreich gegen den Rangstolz des Adels."

* * *

Es war eine reizvolle Wildniß, in welcher die kleine Villa lag, die Frau von Rost zu ihrem Sommersitz gemiethet hatte. Kaum eine halbe Fußstunde von Frascati entfernt, wo sich ein Fremdengemisch aus allen Zonen in geräuschvollem Kunterbunt zusammenfand, war dieses Buen Retiro hinter Gehölz und Hecken verborgen wie Dornröschens Schloß.

Das Stockwerk bewohnte die schöne Mietherin mit ihrer „Gesellschafterin," wenn dieser Titel nicht zu anspruchsvoll ist für ein so apathisches Wesen, als Fräulein Fanny war, die mit offenen Augen zu schlafen schien. Die eine Hälfte des Erdgeschosses hatte Hans Sauser mit seinem reizenden Atelier und einem daranstoßenden Wohnzimmer inne. Im

übrigen Theil logirte der alte Hausverwalter des Besitzers und ein Knecht, der für die gröbere Arbeit in Dienst genommen war.

Wie herrlich ließ sich's da für Sauser arbeiten! Sein Mucius Scävola ging bereits seiner Vollendung entgegen. Wenn er an dem schneeweißen prachtvollen Marmor meißelte, saß Melitta gewöhnlich bei ihm im Atelier, ein Buch lesend oder mit ihm plaudernd. Hans hätte am liebsten immer nur von ihrer Zukunft gesprochen, aber sie scherzte seine hochfliegenden Pläne stets hinweg, sie neckte ihn, daß er es sich an der schönen Gegenwart nicht genug sein lassen wolle und schloß gewöhnlich mit einem komischen Seufzer und einem ironisch tragischen Ton: „Wer weiß, ob wir über's Jahr noch leben, mein Freund!“ Da konnte er zuweilen mißmuthig werden und ihr vorwerfen, sie dächte vielleicht gar nicht daran, sein Weib zu werden und sich ihm voll und ganz hinzugeben. Dann erwiderte sie ihm, fortwährend halb ernst, halb scherzhaft: „Mein lieber Junge, was weißt denn du eigentlich von wahrer, echter Liebe? Ich muß dich dafür erst erziehen. Vorläufig bleiben wir hübsch vernünftig. Eine ungefesselte Leidenschaft, eine Liebe, die dir nichts mehr versagt, glaube mir, die thut einem genialen Strudelkopf, wie du einer bist, nicht gut. Wie? Soll etwa dein Freund, dieser abscheuliche Griesgram Buerstenbinder recht behalten, daß ich deinen Genius flügellahm mache? Im Gegentheil, jetzt ist es mein höchstes Glück, dich anzuspornen, deine Muse zu sein, wie du mich so oft nanntest; dein Weib, deine Lebensgefährtin bin ich erst, wenn du eine sichtbare Muse nicht mehr brauchst, wenn du festen Fuß gefaßt hast auf dem Boden deiner Kunst.“

Das dünkten ihm freilich oft nur klingende Worte und legte ihm eine mißtrauische Wolke über die Stirne, aber dann sprang sie auf ihn zu, schmiegte sich an seine Brust und sah mit jener holden Hilflosigkeit zu ihm auf, die jedem Manne schmeichelt und die eigentlich die höchste — Stärke

des Weibes ist. Da machte sie mit ihm, was sie wollte. Und hatte sie am Ende nicht recht? So wie es war, haschte er stets nach der vollgereiften Frucht des Glückes und das Erstreben dieses Zieles eiferte ihn zur regen Arbeit an, denn nur durch diese konnte er ja den Besitz der Gattin erringen. Sobald er seinen Scävola abgeliefert, wollte er an ein neues großes Werk gehen, das er auch schon flüchtig skizzirt hatte. „Die Muse und der Künstler," ein junger Mann in modernem Costüm, das Gesicht sinnend und mit dem Ausdruck der Begeisterung auf eine halbvollendete Römerstatue gerichtet, welche seinem Meißel entstieg; hinter ihm eine Frauengestalt in antikem Gewande, in edler Schönheit auf ihn herablächelnd und mit leichter Hand seinen gesenkten Scheitel berührend, halb segnend, halb in keuscher Zärtlichkeit. Gerade die Schwierigkeit, diese Gruppe durchaus lebensvoll und von jeder süßlichen Geziertheit frei erscheinen zu lassen, war ihm willkommene Aufgabe. Selbstverständlich hatte er die Absicht, der Muse die idealisirten Züge Melitta's zu leihen und im Antlitz des jungen Mannes sein eigenes flüchtig anzudeuten. — Trug ihm diese Arbeit den zuversichtlich erhofften Erfolg ein, dann war er entschlossen, Melitta heimzuführen; sie mußte darein willigen, das stand bei ihm fest. Vorläufig verschwieg er jedoch diesen Vorsatz noch und genoß das reine, stille Glück des freundschaftlichen Beisammenseins mit der geistvollen Frau.

Man war schon im September, die Reisesaison hatte ihren Höhepunkt erreicht. In Frascati herrschte der gewöhnliche Gesellschaftstrubel dieser Zeit. Sauser hätte ab und zu einmal gerne da hinübergesehen, aber Melitta war dazu durchaus nicht zu bewegen.

„Brauchst du Gesellschaft, bist du meiner müde, so gehe immerhin," sagte sie mit einem leisen Schmollen, „aber lasse mich, ich hasse die Welt, die da draußen jagt und braust. Meine Welt bist du und die fremden Gesichter stören mich nur in meinem traulichen Glück!"

Die Innigkeit solcher Worte machte ihn selig. Wie hätte er ihr darauf mit Einwänden entgegnen können.

An einem heißen Spätnachmittage gelang es ihm aber doch, Melitta mit sich fortzuziehen, allerdings nur in das Gehölz, das die Villa umgab, und auf Pfade, die kaum Jemand von der nach Frascati führenden Hauptstraße entdecken konnte.

Unter dem dunkelgrünen Laubdach der Bäume dämmerte es schon; erquickende Kühle verscheuchte allmählig die drückende Tageshitze. Melitta war durstig und Hans wollte sie nach einer Quelle führen, die er auf seinen gelegentlichen Streifereien im Morgengrau entdeckt hatte. Es war ein lauschiges, halbdunkles Plätzchen, wo das krystallhelle Wässerchen von einigen übereinandergeschichteten



Felsblöcken herabplätscherte und eine allerliebste Miniatur-Cascade bildete.

Sie waren schon dicht zur Stelle, als sie im Dämmer eine Männergestalt sahen, die dort auf einem Stein saß, ein Skizzenbuch vor sich. Der Fremde schien eben die Quelle und ihre liebliche Staffage zu zeichnen.

„Fatal!“ flüsterte Melitta verdrießlich. „Schon wieder so ein bummliger Tourist, der da seinen Dilettantismus übt! Man begegnet ihrer auf jedem Zollbreit italienischen Bodens.“

„Du hast recht,“ lachte er, „sie sind unvermeidlich. Italien wäre doppelt so schön ohne — die Reisenden. Aber weißt du, so ein Naturschwärmer, wie der da zu sein scheint, ist mir immer noch lieber als ein Engländer, der nur die Plätze betritt, welche ihm sein Reisehandbuch vorschreibt.“

„Nun, im gegenwärtigen Fall stört uns gerade —“

Sie vollendete ihre Rede nicht, als sie den Arm Sauser's, auf welchem der ihre lag, eine lebhafte Bewegung machen fühlte.

„Seh' ich denn wirklich recht?“ rief der Bildhauer, dem Manne entgegen gehend, der sich von seinem Stein erhoben hatte und die Beiden sehr erstaunt ansah. „Sie — du bist es, Lehmann?“

„Nicht minder perplex wie du, lieber Alter!“ lachte Wasserlehmann, ihm die Hand schüttelnd. „Also da findet man dich? In Rom hab' ich jeden Winkel nach dir durchsucht.“

„Ich wohne hier — hm! auf einem kleinen Sommersitz... Aber was ist's denn mit dir? Ich glaubte dich doch in Deutschland, in Berlin?“

„Habe auch die vier letzten Monate dort zugebracht, da ließ ich mich durch eine flotte Gesellschaft, Collegen und Kunstmäcene, bereden, eine Tour nach der Schweiz und Oberitalien mitzumachen. Der Appetit kommt aber erst meist beim Speisen, heißt es bekanntlich. So wurde in Florenz der Entschluß gefaßt, weiter zu reisen. Na, und da sind wir

glücklich wieder an den Mauern Rom's. — Aber alle Wetter, stelle mich doch der Dame vor! Du Glückspilz, das ist am Ende gar deine Frau?"

„Allerdings," entgegnete Sauser fest, da ihn der scherzhafte Ton in Wasserlehmann's letzter Frage verdroß; „ich habe mich inzwischen in aller Stille — verheiratet...."

Damit führte er Melitta, die zögernd einige Schritte hinter ihm zurückgeblieben war, herbei und stellte ihr den Freund vor. Der Berliner war starr vor Verwunderung und ein wenig verlegen, was ihm sonst nicht häufig passirte. Er hatte von den drei Zigeunern im „heiligen Andreas" schon Einiges von Frau v. Rost und ihren Beziehungen zu Sauser vernommen. Aber daß aus den Beiden schon ein Paar geworden sein sollte....?! Er hätte darüber gelacht, wenn ihn nicht doch Sauser's bestimmter, ernster Ton überzeugt hätte — und nicht zuletzt, auch das wahrhaft vornehme, imponirende Wesen der Dame. Er brachte nach Ueberwindung der ersten Befangenheit seine ehrfurchtsvollen und herzlichen Glückwünsche an.

„Dann habe ich dir doch auch zu deinem Erfolg als Künstler zu gratuliren. Ich wollte es unseren Libertinern Anfangs freilich nicht recht glauben, daß dir der Camelli für deinen Scävola fünfzigtausend Lire Honorar bewilligt habe."

„Nun, ganz so viel ist's gerade nicht gewesen," lachte Hans. „Wußte denn Buerstenbinder nichts davon, der doch mit Camelli in Verbindung steht?"

„Der gute Michael? Ach ja, das weißt du nicht?! Der ist vor zwei Wochen ebenfalls aus Rom abgedampft — weiß Gott wohin."

„Oh!" Hans bedauerte das, ohne zu wissen, warum eigentlich. Sein Gewissen sagte ihm, daß der Freund einen leisen Groll gegen ihn mit sich genommen habe.

„Aber nun hab' ich dich endlich doch aufgestöbert, lieber Junge. Wie mich das freut! Jetzt darf ich wohl auch darauf rechnen, daß wir öfter deine Gesellschaft ge-

nießen. Du wirst dich prächtig amüsiren, sag' ich dir! Es sind wirklich lauter angenehme Leute unter meinen Reisecumpanen. Wir logiren in Frascati, von wo aus wir die Umgegend mit unseren fröhlichen Escursionen unsicher machen. — Gnädige Frau, ich hoffe, Sie werden es nicht verschmähen, uns in Begleitung des Herrn Gemahls mit Ihrer liebenswürdigen Gegenwart zu beehren."

„Wenn es möglich ist — mit Vergnügen," entgegnete sie ausweichend. Sie war sehr förmlich gegen den Berliner und gab Hans durch heimliche Signale auf seinem Arm zu verstehen, daß sie sich von dieser Begegnung keineswegs angenehm berührt fühle. Sauser sah sich dadurch nicht wenig in Verlegenheit gesetzt, denn er hätte den Maler am liebsten zu sich nach der Villa geladen, und derselbe mußte doch auch erwarten, daß er ihn um einen Besuch in „seinem" Hause bitten werde.

„Hm! Weißt du, Lehmann — ich werde mir die Freude machen, morgen oder übermorgen drüben bei dir vorzusprechen. Aber meine Frau — ja siehst du, sie liebt die Geselligkeit nicht sonderlich — das heißt, verstehe mich nicht falsch! weil — weil wir doch noch unsere Flitterwochen feiern und..."

„Ich verstehe vollkommen," erwiderte Lehmann mit neckender Galanterie. „Ich würde ein solches Glück ebenfalls in strengster Verborgenheit genießen. Darin liegt die wahre Poesie. Keine Flamme, keine Cigarre kann brennen so heiß, als Liebe — notabene: von der man nichts weiß."

„Haha! Noch immer der Alte! — In der That, wir fühlen uns doppelt glücklich in unserer Zurückgezogenheit. Wir haben ein bescheidenes Häuschen gemiethet — sehr bescheiden, weil wir doch nicht auf Freunde rechnen durften — und du wirst mir auch verzeihen, daß ich dich — vorläufig noch nicht einladen kann... haha! wir haben kaum für uns Raum genug in unserem traulichen Nest...."

„Ach, braucht es denn Paläste für die Glücklichen?“ seufzte Lehmann schwärmerisch: „*Platz ist in der engsten Hütte für ein recht verliebtes Paar!*“

Sauser verabschiedete sich mit der wiederholten Zusage, ihn am nächsten Tage in Frascati aufzusuchen. Als sie nach Hause gingen, stellte Melitta den Bräutigam darüber zur Rede.

„Was willst du,“ entgegnete er, „ich hätte ihn ja sonst nicht los gebracht.“

„Und gedenkst du wirklich hinüberzugehen — zu diesen leichtfertigen Männern?“

„Süßes Herz, ich muß wohl! Am Ende ist dieser Lehmann ja wirklich ein recht charmanter Bursche — und käme ich nicht, so wär' er vielleicht im Stande, mich in meiner Einsiedelei aufzuspüren und wegzuholen.“

„Ich bin — eifersüchtig auf alle Leute, die sich an dich drängen!“ lispelte sie, sich zärtlich an seinen Arm klammernd.

Sauser beugte sich zu ihrer Stirne herab und küßte sie. Sein kleiner Aerger über ihre schmollende Zurückhaltung war schon wieder verflogen.

Am anderen Tag stellte sich Sauser, der Verabredung gemäß, in Lehmann's Hôtel in Frascati ein. Der Berliner empfing ihn auf die liebenswürdigste Weise und machte ihn unverzüglich mit seiner Reisegesellschaft bekannt, an der Hans auch sofort Gefallen fand.

Als er ziemlich spät am Abend nach der Villa zurückkam, war er in heiterster Stimmung.

„Es ist eine famose Cumpanei,“ erzählte er Melitta; „meist Berliner Künstler — lauter frische, humorvolle Kerle, mit denen man gerne scherzt und plaudert; dazu einige gleichgestimmte Kunstfreunde, Edelmänner im besten Sinne des Wortes. Da ist zum Beispiel ein Herr von Stegnitz, ein prächtiger Gesellschafter; er dilettirt in Oel und Wasserfarben und soll schon ein artiges Vermögen in lustigen Künstlerzirkeln verthan haben. Ferner ein gewisser Dahlen —

Roland von Dahlen, der, glaub' ich, Rittmeister auf Urlaub ist. Ein geistvoller Aristokrat — im besten Sinne des Wortes! — Was hast du, ärgert dich meine Erzählung, Kind?"

„Ach, wie soll ich mich denn für deine Bekanntschaften interessiren! Ich wollte, du dächtest wie ich und miedest diese fremden Leute. — Aber freilich, so seid ihr Männer! Ihr könnt eure lärmenden Vergnügungen auf die Dauer nicht missen."

Sie wandte den lieblichen Kopf zur Seite, als habe sie Thränen zu verbergen. Er stand auf und neigte sich über ihre Schulter, indem er mit neckendem Finger ihren Nacken liebkoste.

„Bist du böse, Schätzchen?"

„Ach, Hans!" schluchzte sie auf, indem sie sich in ihrem Sessel zurücklehnte und die Arme um seinen Hals schlang, während er sich so über sie beugte. „Ich kann nichts dafür, ich kann nichts dafür — aber mir ist so entsetzlich bang...!"

„Mein Gott, warum denn?!" Er war sehr erschrocken. Einen solchen intensiven und urplötzlichen Gefühlsausbruch hatte er an ihr noch nicht beobachtet.

„Was kann man für seine Ahnungen? Mir ist's, als träten diese Menschen zwischen uns und unser Glück."

„Aber du Närrchen! Das sind Grillen, wie sie eben die Einsamkeit gebiert. Siehst du, wenn du mit mir kommen wolltest — wenn ich dich in diesen angenehmen Kreis einführen dürfte — ach, was wollt' ich da stolz sein auf mein schönes, liebes Weib! — und du würdest im Gegentheil bald merken, daß eine heitere Geselligkeit, eine kurzweilige Abwechslung unserem Glück gerade ein förderndes Relief verleihen könnte."

Sie löste ihre Finger und gab ihn frei. Er wartete vergeblich auf eine Antwort; den Blick sinnend vor sich in's Leere gerichtet, saß sie da. Sauser ließ sie allein. Er hoffte, sie erwäge seine Worte.

Tags darauf ging er abermals nach Frascati. Das Gewimmel daselbst, der aufregende Trubel der vornehmen Sommergäste aus aller Herren Ländern reizte seine künstlerische Beobachtungslust. Da merkte er erst, daß er die bisherige einsiedlerische Zurückgezogenheit auf die Dauer unmöglich ausgehalten hätte. Er erschrak allerdings insgeheim vor dieser Erkenntniß, als beginge er damit eine Art von Verrath an seiner Liebe. Aber schließlich befestigte sich immer mehr die Hoffnung in ihm, Melitta zur Theilnahme an den geselligen Freuden bewegen zu können. Waren sie denn nicht Beide jung und ein paar frische Weltkinder? Und wäre denn das überhaupt eine echte Liebe gewesen, wenn sie die Berührung mit der großen Welt zu scheuen hatte?

Die Reisegesellschaft mit Lehmann an der Spitze begrüßte ihn wie einen längst Erwarteten.

„Hurrah!“ rief ihm Herr von Stegnitz entgegen. „Da sind Sie ja, junger Praxiteles! Ehe Sie noch zu Athem kommen, müssen Sie uns Ihre Zusage geben.“

„Wozu?“

„Zu einem ganz brillanten Project,“ bestürmte ihn von der anderen Seite ein junger Architekt. „Zu einer grandiosen Mondscheinpartie mit Fackeln, Lampions, Schellentrommeln, Guitarren und Chorgesang ad libitum. Wie gefällt Ihnen das?“

„Das ist keine üble Idee.“

„Ha, das will ich glauben!“ rief Wasserlehmann. „Und du bist natürlich dabei. Wo Alles liebt, kann Carl bekanntlich allein nicht verabscheuen.“

„Nun, es gilt, ich bin der Eure!“

„Bravo, bravissimo!“ rief Stegnitz. „Und nicht wahr, Sie bringen auch Ihre Frau Gemahlin mit?“

„Meine Frau?“

„Ja,“ lachte der Architekt, „das war eigentlich ein Complot von uns, und nun ist's verrathen. Wir brauchen

eine Protectorin unseres kleinen Sommerfestes und wir hoffen, Madame Sauser wird uns ihre gütige Mitwirkung nicht versagen."

„Meine Herren, ich weiß aber wahrhaftig nicht... meine Gattin ist in Bezug auf Gesellschaft so wunderlich....

„Larifari!" fiel ihm Wasserlehmann in's Wort." Komm uns mit keinem Geflunker! Eine so schöne Frau hat nicht das Recht, sich in klösterliche Abgeschlossenheit zurückzuziehen. Ich glaube auch gar nicht an eine so tiefgewurzelte Neigung dafür. Du bist vielleicht eifersüchtig auf dein Glück, du Egoist. Wenn ich dich mit deinem holden Weibchen nicht so zufällig ertappt hätte, du hättest mir wohl kein Sterbenswörtchen von diesem großen Schritt deines Lebens verrathen. Aber wie heißt das Sprichwort? Es ist nichts so fein gewoben, daß es die Sonne nicht an den Tag brächte. — Und jetzt sei hübsch vernünftig und sage Ja!"

„Wir wollen sehen, was sich thun läßt!" wich Sauser verlegen aus. Er hätte am liebsten eine Krankheit Melitta's als Vorwand zur Ablehnung genommen, aber er fürchtete den spöttischen Zweifel des Marinemalers. Es war ihm überhaupt höchst peinlich, sich in Bezug auf seine angebliche Ehe in eine solche Geheimnißkrämerei hüllen zu müssen. Wie gerne hätte er die Kunstcollegen in die Villa eingeführt, ihnen seine Arbeiten gezeigt, besonders die neu entworfene Gruppe, von der er Lehmann bereits erzählt und die man so eifrig zu sehen verlangt hatte....

Hans unterhielt sich im Verlauf des sehr animirten Abends hauptsächlich mit Herrn von Dahlen, seinem Tischnachbar, für den er die lebhafteste Sympathie fühlte, obwohl gerade dieser Herr der Einsilbigste in der Gesellschaft war, sich mehr im Hintergrunde hielt und für das oft übermüthige Treiben der Andern höchstens durch ein Lächeln Theilnahme zeigte.

„Sagen Sie doch," wandte sich Dahlen leise an den Bildhauer, „ich wollte Sie schon gestern um etwas fragen,

kam aber nicht dazu, da Sie so in Anspruch genommen wurden — sagen Sie, sind Sie nicht in dem Herzogthum X. zu Hause, in der Ortschaft Buchenried?"

Sauser hatte die Heimat sowohl vor seinen Freunden, als sogar vor Melitta verläugnet. Jetzt aber — dieser directen Frage gegenüber, die ihm die bejahende Antwort sozusagen schon in den Mund legte — wagte er es nicht, eine Unwahrheit zu äußern; er fühlte ja jetzt schon, während er noch zögerte, daß ihm eine verrätherische Röthe in's Gesicht stieg.

„Woher haben Sie eine so bestimmte Vermuthung, Herr von Dahlen?"

„Nun," lächelte Dahlen, der „Rittmeister auf Urlaub und echte Aristokrat," wie Sauser ihn Melitta gegenüber bezeichnet hatte, „ich glaube Ihren Vater zu kennen. Ich hatte — in einer Geschäftssache — vor einiger Zeit mit ihm zu thun; und ich hörte erst unlängst, daß er einen Sohn habe, der Künstler sei. — Kurz — ich irre mich doch nicht, wie?"

„Ich will's nicht länger verbergen... Ja denn, ich bin der Sohn Matthias Sauser's."

„Ah, da darf ich Ihnen gratuliren, mein Bester. Dann sind Sie ja ein kleiner Crösus."

„Keineswegs," sagte Hans stirnrunzelnd und mit gedämpfter Stimme, „ich habe mich — eben durch meine Kunst mit dem Vater überworfen. Ich glaube, er haßt mich und betrachtet mich wie seinen ärgsten Feind."

„Was Sie sagen! Ich habe allerdings auch davon gehört, aber ich hielt es für müßiges Gerede."

„Ach, lassen wir das!" brach Hans mit einem unmuthigen Seufzer ab. „Ich möchte Sie auch bitten, Herr von Dahlen, das nicht weiter zu erwähnen. Es wäre mir unangenehm, wenn meine Freunde davon erführen. Mir widerstrebte es schon als Schüler, immer wie ein Wunderthier angestaunt zu werden, weil man meinem Vater fabel-

hafte Reichthümer zuschrieb. Ich verachte überhaupt die Söhne, die nur durch ihre Väter etwas in der Welt gelten und gelten wollen. — Ich habe meine Herkunft und engere Heimat vor den Genossen bis jetzt verschwiegen."

Roland von Dahlen drückte ihm unter dem Tisch die Hand. „Sie sind ein wackerer Mann, Herr Sauser! — Verlassen Sie sich im Uebrigen auf mich und meine Freundschaft!" Sauser sah ihn ein wenig verdutzt an. „Herr Lehmann, den ich ebenfalls sehr hochschätze, hat mir so viel Schönes über Ihr künstlerisches Können berichtet, daß es mich ungemein freuen würde, Ihnen vielleicht irgendwie förderlich sein zu können."

„Ich danke Ihnen für dieses gütige Wohlwollen."

„Wenn Sie etwa — jetzt oder später — Empfehlungen brauchen sollten — Sie wissen ja, oft kann das größte Talent derselben nicht entbehren, — so wenden Sie sich an mich. Jeder Brief erreicht mich sicher, wenn sie ihn an Roland von Dahlen an den X.-schen Hof adressiren."

„An unseren Herzogshof?"

„Ja — ich bin Hofbeamter daselbst," sagte Dahlen lächelnd. „Aber ich bitte, verrathen Sie mich auch nicht! Verschwiegenheit auf Gegenseitigkeit!"

Sauser betrachtete den Mann von jetzt ab mit verdoppeltem Interesse. Vorläufig hatte er indessen nicht so bald wieder Gelegenheit, sich mit ihm abgesondert zu unterhalten. Die lustige Gesellschaft wandte Hans ihre geräuschvolle Aufmerksamkeit zu, indem sie seine Vorschläge in Betreff des Programms zu der beabsichtigten Mondscheinpartie verlangte. Man hatte inzwischen die nächstnächste Nacht hiefür festgesetzt. Sauser fühlte sich in bester Stimmung und betheiligte sich lebhaft an der Debatte über das nöthige Arrangement. Dann neckte man ihn wieder wegen seiner Frau, schalt ihn einen eifersüchtigen Türken und stimmte Herrn von Stegnitz stürmisch bei, der in der Weinlaune eine flammende Rede von Stapel ließ, welche nichts

Geringeres enthielt, als die Aufforderung zu einer Ausspähung und einem Ueberfall von Sauser's geheimnißvollem „Schloß," wo er die berühmte Prinzessin Wunderhold gefangen hielt. Beim Champagner, der hierauf zur „Vorfeier" des übermorgigen Nachtfestes poculirt wurde, brachte Wasserlehmann, der Einzige, der sich rühmen durfte, „Madame Sauser" von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, einen begeisterten Toast auf die bezaubernde Dame aus. Das war das Signal, daß Alle mit lärmendem Eifer in den Bildhauer drangen, ihnen das Erscheinen seiner Gattin bestimmt zuzusagen. Sauser konnte sich dem stürmischen Verlangen nicht mehr entschlagen. In seiner flotten Laune hätte er am Ende sogar eingewilligt, Melitta heute noch aufzusuchen und im Triumph nach Frascati zu führen, um sie als Königin der Gesellschaft zu feiern. Er zweifelte nicht mehr, daß sie selbst Gefallen finden werde an der harmlosen, genialen Fröhlichkeit, die hier diese geist- und witzreichen Musensöhne vereinigte.

„Topp, ihr Freunde!" rief er lachend, seinen Champagnerkelch erhebend, unter der brausenden Acclamation der Tischgenossenschaft. „Ich verspreche es euch — meine Frau wird dabei sein!".....

Es war schon an Mitternacht, als Sauser, im heitersten Gespräch mit den ihn begleitenden Freunden, nach der Villa der Frau von Rost zurückkehrte. Sie verließen ihn erst am Thore und nachdem sie das wiederholte Versprechen bezüglich der Theilnahme seiner Frau an dem Ausflug erhalten hatten. Man hatte ihm nicht vergebens dieses Ehrengeleite gegeben; wenn er übermorgen nicht pünktlich zur Stelle war, gedachte man ihn sammt seiner bereits allgemein angeschwärmten Gemahlin gewaltsam auszuheben, denn jetzt wußte man ja, wo man ihn zu finden habe.

Als Sauser sein Atelier betrat, welches an der Rückseite des Landhauses gelegen war und nach dem romantisch verwilderten Garten hinausblickte, sah er zu seinem Er-

staunen Licht, welches durch die angelehnte Thür auf den Flur herausdrang. Er trat ein und seine Ahnung bestätigte sich, — Melitta saß auf dem Stuhl, auf welchem sie gewöhnlich während seiner Arbeitsstunden mit ihm plauderte.

„Endlich!" rief sie mit einer Freude, aus der die stundenlange Besorgniß wiederklang und eilte ihm entgegen — in seine Arme.

„Du hast mich erwartet?"

„Konntest du dir das nicht denken, du böser, lieber Junge? Ich fürchtete schon — ach, alles Mögliche: einen räuberischen Ueberfall, einen — aber reden wir nicht mehr davon! Ich habe dich ja wieder!"

„Haha! Du kleines Kind — du hast am Ende schon daran gedacht, ich — ich wäre für immer auf und davon gegangen?"

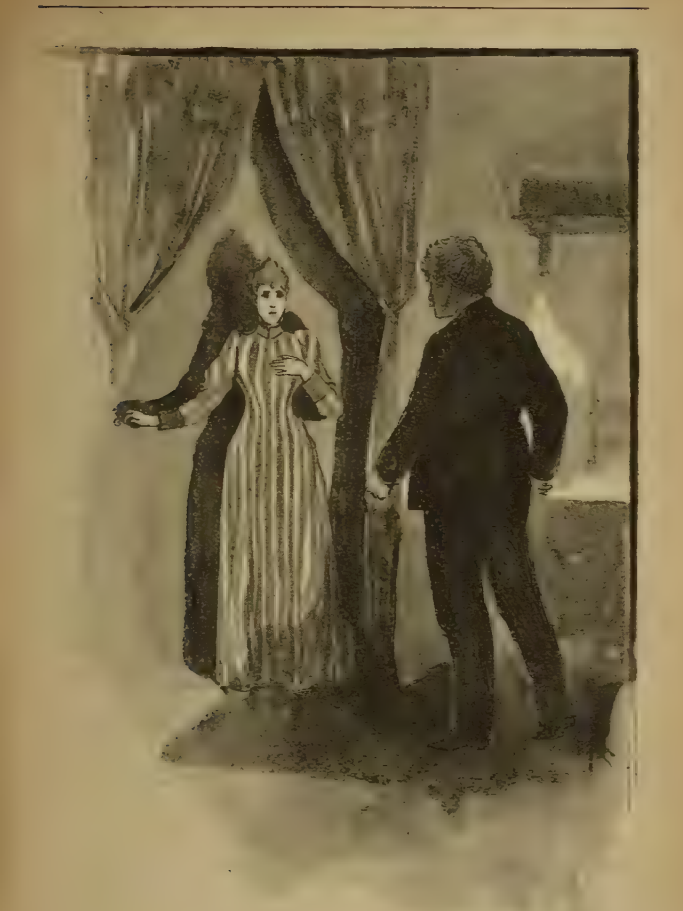
Melitta erröthete. „Nun ja — du warst ja gestern wohl ein bischen böse auf mich und — mein Gott, auf was für bizarre Gedanken geräth man nicht, wenn man eine halbe Nacht mit Bangen und mit Sehnsucht — auf sein Liebstes wartet!"

„Nun sieh' nur, holder Schatz, das könnten wir ja in Zukunft leicht vermeiden!" sagte er lächelnd. Er gedachte die günstige Stimmung diplomatisch zu benützen, um ihr die Einwilligung abzuschmeicheln, die er den Freunden bereits zum Voraus gegeben hatte.

„Du willst mich nicht mehr allein lassen?" rief sie hastig, mit leuchtenden Augen. „Du wirst diese lärmende Zechgesellschaft nicht mehr besuchen?"

„Nein, Herzchen, das meine ich nicht. Du sollst mich begleiten — und zwar übermorgen — zu einem herrlichen Mondscheinfest — ich habe dein Erscheinen bestimmt versprochen."

Melitta ließ die Arme sinken und trat todtenbleich einen Schritt zurück. Sie preßte die Zähne zusammen und athmete schwer. Sauser's Miene verfinsterte sich.



„Ich gehe nicht," stammelte sie nach einigen Secunden leise.

„Melitta, das ist beleidigender Eigensinn! Wenigstens für dies eine Mal kannst du mir den Gefallen thun. Ich habe mein Wort eingesetzt — und kann mich nicht blamiren!"

„Dein Wort?" rief sie empört. „Wie kannst du das an meinerstatt verpfänden? Wie kannst du so willkürlich über mich verfügen?"

„Die Leute nehmen uns schon als Mann und Weib. Ich käme mir albern vor, wenn ich bekennen müßte, daß ich nicht einmal so viel Einfluß auf dich besitze, dich zur Theilnahme an der Gesellschaft zu veranlassen, in der ich mich bewege. Melitta, sei doch vernünftig, ich beschwöre dich! Sage, daß du mit mir gehen willst!"

„Nein — nein und tausendmal nein! Du hättest kein solch' leichtsinniges Versprechen geben sollen."

„Aber nun habe ich's einmal gegeben!" schrie er mit ausbrechender Heftigkeit, von ihrem Starrsinn gereizt. „Und du wirst mitkommen! Ich will es!"

„Oho! Befiehlst du? Noch bin ich nicht deine Frau!"

Er stürzte auf sie zu und ergriff zornig ihre widerstrebenden Hände. „Du gedenkst es wohl überhaupt niemals zu werden, wie?"

„Wenn du mich jetzt bereits errathen läßt, daß ich Tyrannei von dir zu gewärtigen habe..."

„Tyrannei? Weil ich eine kindische Weiberlaune brechen will, und brechen werde?"

„Das wollen wir sehen!" Sie riß sich los und eilte zur Thür.

„Du mußt mein Versprechen einlösen, sag' ich dir!" keuchte er, wild zu Boden stampfend. „Du wirst dabei sein!"

Das war ganz die unbändige Natur des Vaters, die da aus ihm sprach, und so wie damals, als er dem Vater im Zorn gegenüberstand, blitzte sein Auge und leuchtete die Hiebnarbe feuerroth auf seiner kreideweißen Stirne. Der

genossene Champagner hatte ihn nur animirt, aber die momentane Aufregung umnebelte jetzt seine Sinne im veritablen Rausch.

Melitta drückte die Linke an den fieberisch athmenden Busen; die andere Hand lag bereits auf der Thürklinke. Ihre farblos gewordenen Lippen bebten. Sie schien etwas sagen zu wollen. Aber dann schüttelte sie nur den Kopf und eilte hinaus....

Er lief ihr nicht nach, obwohl er schon ein paar Schritte dazu that. Nein, er war es seiner männlichen Würde, seiner Autorität schuldig, fest zu bleiben!

Er ging in sein Schlafzimmer und warf sich wie er war auf das Bett. Aber die Hitze — und mehr wohl noch seine ruhelosen Gedanken ließen ihn keinen Schlummer finden. Sein Zorn über Melitta's weibischen Eigensinn wich allmälig einer milderen Stimmung. Er hatte unaufhörlich ihr bleiches Gesicht vor sich. Es war nicht mehr Wuth und Empörung, was er darin sah; jetzt erinnerte er sich erst voll und klar des Ausdrucks von Schmerz und Trauer, mit dem sie ihn verlassen hatte. Ja, er hatte ihr doch ungerechtfertigt weh gethan, er hatte zu harte Worte gebraucht. Morgen mußte es sein Erstes sein, sie wieder zu versöhnen. Freilich war es auch von ihr immerhin unrecht, ihm seinen kleinen Wunsch, seine erste dringliche Bitte zu versagen. Nun, vielleicht durfte er doch noch hoffen, sie umzustimmen. Er wollte die zärtlichste, süßeste Ueberredung gebrauchen. Und wenn auch dies nicht fruchten sollte? Ei, dann mochten die Freunde eben zusehen, wie sie ihn entschuldigten. Melitta konnte ja wirklich krank geworden sein oder etwas dergleichen. Jedenfalls sollte ihn keine Rücksicht, keine falsche Scham mehr bewegen, sich mit der Frau, die er über Alles liebte, zu entzweien. Nein, eher hätte er alle Freunde und Gönner zum Teufel geschickt!

Der Morgen dämmerte bereits in seine Stube, als er endlich in Schlaf fiel, unbewußt und unmerklich, denn noch

in den ersten Träumen hielt er den Gedanken fest: „Wir versöhnen uns, Melitta — morgen, morgen!“.....

Die Sonne brannte schon hell auf sein Lager, als Hans erwachte — mit dumpfem, schwindelndem Kopf. Er sprang auf und zog die Uhr und stieß einen Laut des Schreckens aus, als er sich überzeugte, daß es nicht mehr weit auf Mittag sei. Herrgott! Mußte Melitta nicht denken, er schmolle noch? Und er hatte keine Minute versäumen, ihr in möglichster Frühe schon mit dem sanften Wort entgegentreten wollen: „Sei wieder gut, mein Lieb!“

So eilig hatte er noch nie seine Morgentoilette gemacht als diesmal. In zehn Minuten war er fertig: erfrischt, gestärkt, neu belebt; und Sehnsucht, Reue und Hoffnung im Herzen, eilte er die Treppe empor, nach dem Salon im Stockwerk.

Er fand Melitta daselbst nicht; ebensowenig in dem daranstoßenden Speisezimmer. Er pochte an die nächste Thür — Niemand antwortete ihm. Er öffnete und trat in das Boudoir. Sie war nicht da. Er wollte sich schon wieder zurückziehen, da sah er am Fenster zwei große Reisekoffer stehen. Ein jäher Schreck durchrieselte ihn. Himmel, was sollte das bedeuten...?!

In wilder Hast stürzte er nach dem Salon zurück. „Melitta!“ rief er gellend, daß die Fensterscheiben klirrten. Eine fürchterliche Angst schnürte ihm die Brust zusammen.

Im Salon stand jetzt Fräulein Fanny, die Gesellschafterin. Ihr gelbes Gesicht zeigte einen Ausdruck, als hätte man sie eben aus einem wochenlangen Schlaf emporgerüttelt. Sie starrte den Mann wie ein niegesehenes Wunder an.

„Ah!“ rief Sauser, etwas erleichtert, als er wenigstens Melitta's Begleiterin gewahrte. „Sagen Sie mir doch — sie ist ausgegangen, nicht wahr?“

„Frau von Rost?“ stotterte die Duenna. „I — nu — aber, mein Gott, was machen Sie denn noch da, Monsieur Sauser? Im ganzen Hause hieß es doch, Sie seien der gnädigen Frau nachgereist?“

„Nachgereist?!" schrie er auf und that einen Satz gegen sie, daß Fräulein Fanny zitternd hinter einen Stuhl retirirte.

„Nun — ja. Frau v. Rost sagte mir doch, sie müsse plötzlich nach Hause — ein Telegramm habe sie abgerufen. Und ich setzte natürlich voraus, daß Sie ebenfalls. .. Aber wissen Sie denn nichts?"

„Was denn? Um aller Barmherzigkeit willen, was denn?"

„Die gnädige Frau hat mich nach Mitternacht geweckt — ich mußte ihr helfen, die Koffer packen; sie sollen an ihren Spediteur nach Triest geschickt werden, der sie weiter befördert. Sie hat einstweilen nur den Handkoffer mit sich genommen. Nicolo mußte ihn heute schon um vier Uhr nach dem Bahnhof in Frascati tragen. Dann hat sie mir eine halbe Jahresgage ausbezahlt, die Miethe bis zum Ablauf des Kündigungstermins an den Hausverwalter entrichtet und ist dicht verschleiert davongegangen."

Sauser sank mit dumpfen Aechzen in einen Fauteuil. Es dauerte geraume Weile, bis er wieder das Wort an Fräulein Fanny richtete. Er fragte, wohin Melitta gereist sei. Nach Rom. Wohin sie weiter zu gehen gedächte. Darauf konnte sie ihm keine Antwort geben, und das hatte er auch schon während seiner Frage erwartet. Aber Fräulein Fanny war noch weit unwissender, als er geglaubt. Er hatte mit ihr bisher noch keine fünfzig Worte gewechselt. Jetzt erfuhr er erst, daß sie weder über Melitta's eigentlichen Wohnsitz, noch über ihre sonstigen Verhältnisse unterrichtet sei. Sie war von der Dame in Wien engagirt worden, da deren frühere Gesellschaftsdame auf der Reise plötzlich krank geworden sei.

Sauser ließ den Hausmeister und Nicolo, den Knecht, heraufkommen. Aber auch von diesen konnte er nicht mehr erfahren, als daß Melitta mit leichtem Gepäck, den ersten Morgenzug von Frascati benutzend, nach Rom gereist sei. Nicolo war ebenso wie Fräulein Fanny mit großmüthiger Entschädigung entlassen worden.

Eine Viertelstunde später hatte auch er seine Siebensachen gepackt und ging nach Frascati. Seine Sculpturen wollte er in den nächsten Tagen abholen lassen.

Just vor dem Bahnhofgebäude stieß er auf den höchst verwunderten Herrn v. Stegnitz. Ohne sich mit längeren Erklärungen aufzuhalten, bat er ihn in aller Hast, den Herren seine Entschuldigungen zu überbringen, die er ihnen schriftlich hätte mittheilen wollen. Seine Frau sei plötzlich schwer erkrankt und er eile, ärztliche Hilfe aus Rom zu requiriren. Und ehe sich der Mann noch von seinem Erstaunen erholen konnte, saß Sauser schon in dem Coupé und winkte ihm mit seinem fahlen Gesicht einen zerstreuten Abschiedsgruß zu.

Stegnitz brachte die Botschaft brühwarm zu seinen Freunden, die verblüfft die Köpfe schüttelten. Lehmann war der Erste, der seinen Zweifel an der Krankheit Madame Sauser's laut aussprach. Sie pilgerten in corpore nach der versteckten Villa hinüber, um Nachfrage zu halten. Fräulein Fanny war kurz nach Sauser nach Rom gefahren, von wo aus sie die Dispositionen bezüglich des Gepäckes der Frau v. Rost zu treffen gedachte. Die Herren fanden nur mehr Nicolo und den Hausmeister. Diese Beiden vermochten jedoch noch genug auszuplaudern, daß die Frager zwei überraschende Thatsachen erfuhren: Erstens, daß Frau von Rost keineswegs die Gattin des Bildhauers gewesen, und Zweitens, daß sie ihm höchst wahrscheinlich — durchgegangen sei. Alle lachten; nur Herr von Dahlen und Wasserlehmann nicht.

„Armer Kerl! Ich fürchte, das hat dich tief getroffen!“ seufzte der Letztere. „Die schönen Zeiten von Aranjuez sind jetzt vorbei!“

(Fortsetzung folgt.)





Allerseelen-Nacht.

Von Helene Likson.

I.

Alice Cosby saß an ihrem Küchenfeuer. Sie war auf viele Meilen in der Runde die größte ländliche Schönheit und seit drei Monaten mit John Cosby, dem reichsten Pächter im Unterlande, verheiratet. Schon zwei Stunden lang saß sie ganz allein da, und sie wußte, daß sie noch die halbe Nacht aufbleiben könne und doch einsam bleiben werde.

Sie saß auf einem niedern Holzstuhle, das Haupt vorwärts geneigt, den Ellbogen auf das Knie und das Kinn in die Hand gestützt. Ihre schönen blauen Augen blickten mit einem Ausdruck, als wäre ihnen das Weinen nahe, in die rothe Glut zwischen die brennenden Torfstücke.

Die arme Alice! Sie baute keine Luftschlösser in die Zukunft, — sie rief sich ihre Vergangenheit zurück, ihre glückliche Mädchenzeit in der elterlichen Hütte unter den vielen umhertollenden Geschwistern, wo die Noth wohl oft einkehrte, aber Niemand unglücklich war.

Es war heute der 2. November, die feierliche Nacht von Allerseelen, und gestern war Allerheiligen gewesen, wo das Landvolk noch alten scherzhaften Gebräuchen zu huldigen pflegt.

Erst vor einem Jahre hatte Alice mit noch andern Mädchen, die sich in ihres Vaters Hütte zusammengefunden,

Nüsse auf dem Herde verbrannt, um zu sehen, wem jede zur Frau bestimmt sei. Lachend hatten sie auch für Alice Nüsse hingelegt, die eine für den Schäfer, die andre für den hübschen Küster von Glasgow, eine dritte für Jamie Steenson, den niedlichen jungen Ladenbesitzer im nächsten Marktflecken, der mit seinen städtischen Manieren am meisten Gnade vor Alice gefunden hatte. Aber alle Nüsse zersprangen, was ein böses Omen war. Dennoch zwang sich Alice zum Lachen. Sie ging mit den Mädchen in das Vorgärtchen. Dort wurden in der Finsterniß Kohlstrünke aus der Erde gezogen, deren Beschaffenheit auf das Aeußere des Zukünftigen schließen lassen sollte. Alice's Hand brachte einen schönen, geraden Stiel zum Vorschein, an welchem noch viel Erde haftete, was Glück und Wohlstand bedeutete.

„Seht nur," riefen die Mädchen, „was für ein stattlicher Gatte Alicen bestimmt ist. Aber wer könnte es sein?"

Ja, wer? Das wußte Alice damals selbst nicht, denn erst nach Monaten kam John Cosby, um sich in sie zu verlieben, und heute war sie bereits seine Frau.

„Manchmal fürchte ich mich vor ihm, Vater," hatte sie gesagt, wenn der alte Mann aufs Neue in sie drang, dem jungen wohlhabenden Pächter, durch dessen Werbung sich die ganze Familie geehrt fühlte, ihr Jawort zu geben.

„Liebes Kind," suchte der Vater sie zu beruhigen, „er ist nur schweigsam und ein wenig herrisch, wie Einer, der seinen eigenen Weg geht; aber er hat ein gutes Herz, sage ich dir."

Dann nahm die Mutter mit sorgenvoller Miene die Tochter bei Seite und stellte ihr vor, wie hart die Familie um ihr Dasein kämpfen müsse, besonders seit im Winter die Kuh verendet sei. John Cosby sei ein reicher Mann, aber weder sie noch der Vater würden ihr Kind gegen dessen Willen zu einer Heirat zwingen. Alice konnte ehrlicher Weise nicht behaupten, daß ihr Bewerber ihr zuwider sei, nud zu gestehen, daß ein anderer ihr besser gefiele, schämte

sie sich, denn Jamie Steenson, der Ladenbesitzer im nächsten Marktflecken, hatte ihr gegenüber nie ein Wort vom Heiraten fallen lassen, — vielleicht weil er zu klug dazu war. Als daher John Cosby seinen Antrag wiederholte, mit Ungestüm auf Entscheidung dringend, und Alice sich von allen Nachbarn beneidet sah, — gab sie ihre Einwilligung und heiratete ihn.

Und heute, am Allerseelen-Abend saß sie allein!

Sie warf jetzt einen Rückblick auf ihre jüngste Vergangenheit.

Von Anfang an war sie gegen die Zärtlichkeit ihres Gatten kalt geblieben und war allen Liebkosungen aus dem Wege gegangen. John Cosby schrieb dieses anfangs der gewöhnlichen mädchenhaften Schüchternheit zu, welche die Gluth seines Herzens nur noch mehr anfachte. Als aber Woche auf Woche verging, ohne daß sich dies änderte, als Alice in seiner Gegenwart in furchtsamem Schweigen verharrte oder zuweilen gar ein Gähnen nicht unterdrücken konnte, begann er sich zu ärgern und seinem gekränkten Herzen in heftigen Worten Luft zu machen, denn er war ein Mann von starker Empfindung und liebte seine Frau leidenschaftlich.

„Höre, Alice," setzte er sie zur Rede, als seine Geduld zu Ende war, „ich muß wissen, ob ich, dein gesetzlicher Gatte, dir völlig gleichgiltig bin oder nicht. Beantworte mir diese Frage." In seiner Aufregung faßte er sie sehr unsanft am Arme, während aus seinen braunen Augen Zornesblitze schossen. Man konnte sich vor ihm fürchten.

„Laß mich gehen!" keuchte die junge Frau, noch immer unter dem Griffe ihres Mannes. „Ich kann es nicht ändern, daß du mein gesetzlicher Gatte bist. Der Himmel weiß, daß ich es oft genug bereue."

In John Cosby's Mienen zuckte es krampfhaft.

„Bin ich dir gleichgiltig oder nicht?" wiederholte er seine Frage.

„Du bist mir gleichgiltig — ja!" Leidenschaftlich und kopflos schleuderte sie ihm diese Antwort zu, nur um sich endlich von dem eisernen Griffe zu befreien, der ihr das zarte Fleisch zerquetschte.

Cosby ließ sie los, trat einen Schritt zurück und griff unwillkürlich mit der Hand nach seinem Herzen, als hätte Alice ihm einen heftigen Schlag versetzt, der ihm den Athem benahm.

„Ich bin dir gleichgiltig!" wiederholte er langsam. „Vielleicht war ich dir es von jeher."

„Ja, von jeher," gestand Alice, wilde Erregung in den blauen Augen. „Ich heiratete dich, weil du in guten Verhältnissen warst und alle Welt mir zuredete. Ich wünschte aber, ich hätte diese große einsame Farm nie zu sehen bekommen. Keine Seele gibt es hier, mit der man sprechen könnte, keine Nachbarn, gar nichts. Nun ich aber doch ein Mal hier bin, so thue mir wenigstens den Gefallen und überlaß mich mir selber. Das ist Alles, was ich begehre."

Erbleichend war der Gatte bei diesen Worten zurückgefahren, als hätte ihn eine Kugel getroffen.

„Narrenpossen! Komödie! weiter nichts," dachte Alice höhnisch bei sich. Aber wie in plötzlicher Reue fügte sie laut hinzu: „Es ist das Beste, die Wahrheit zu sagen," und salzige Thränen stiegen ihr in die Augen, sie wußte nicht warum; doch ihr Zorn war verraucht.

„Ja," sagte Cosby langsam und in einem seltsamen tiefen Tone, „die Wahrheit ist das Beste. Ich verstehe dich und werde deinen Wunsch erfüllen: ich will dich dir selber überlassen." Und er hielt Wort.

Es folgten drei schreckliche Monate, kein Wort kam über Cosby's Lippen, er war finster und stumm. „Drei Monate in Gesellschaft eines lebendigen Leichnams," war Alicens eigener Ausdruck. Sie konnte mit Niemand sprechen als mit der alten Effie, der Hausmagd, die ihre junge Herrin von jeher mit scheelem Blicke betrachtet hatte. Es war zum Verzweifeln!

Nach wenig Wochen glaubte Alice es nicht länger ertragen zu können. Bald durch Zorn, bald durch Spott suchte sie ihren Gatten herauszufordern, aber die unheimlich düstere Miene desselben brachte sie stets zum Schweigen und machte sie zittern.

Dann versuchte sie es mit der Demuth, nur um diesem schrecklichen, grausamen Schweigen ein Ende zu machen. Aber ihre schüchternen Anläufe, ein Gespräch einzuleiten, erwiderte John stets nur durch ein bitteres Lächeln, welches viel schwerer zu ertragen war als sein Zorn.

Nachdem Alicens Märtyrerschaft zwei Monate gedauert hatte, beschloß sie eines Tages, zu ihren Eltern zurückzukehren. Die Farm lag einsam, wer sollte sie entdecken, wenn sie sich die gelben Kornfelder entlang stahl?

John pflegte auf der entgegengesetzten Seite der weitläufigen Farm zu arbeiten, und so konnte sie leicht nach ihrer vier Stunden entfernten Heimat entkommen. Aber noch hatte die zitternde junge Frau nicht die letzte Feldstrecke durchmessen, als ihr Gatte, wie durch Zufall, aus einem Tannengehölz hervortrat. Keuchend blieb Alice vor ihm stehen. Ein unheimlicher Ausdruck lag auf seinem Antlitz.

„Ah, du machst einen Spaziergang," redete er sie an, das gewohnte Schweigen unterbrechend. „Es ist Zeit, umzukehren."

Ohne ein Wort der Erwiderung wandte sie sich um und schlich wieder nach Hause; sie war schüchtern und verzagt diesem Manne gegenüber und mußte sich das selbst eingestehen.

John blieb noch eine Weile stehen und blickte ihr nach, und als Alice sich dem Hause näherte und einen verstohlenen Blick rückwärts warf, konnte sie ihn noch wie einen unbeweglichen schwarzen Fleck sehen, und selbst in dieser weiten Entfernung fürchtete sie ihn.

„Ich ertrage es nicht, ich will es nicht ertragen!" wiederholte sie sich fortwährend unter Thränen. Aber es mußte dennoch ertragen werden.

Und so saß nun die junge Frau am Abend Allerseelen allein zu Hause. Wo war John? Höchst wahrscheinlich in der „Goldenen Gans," einem Wirthshause, eine halbe Stunde von hier an der Landstraße gelegen. Wie stets, war er auch heute nach dem Abendessen verschwunden.

Alice ahnte nicht, daß draußen in der Kälte und Finsterniß schon seit einer Stunde die unbewegliche Gestalt eines Mannes stand, dessen dunkle Augen sie durch das Küchenfenster unausgesetzt beobachteten. Er fühlte die Kälte nicht, denn in seinem Herzen glühete das verzehrende Feuer der Eifersucht; brütend und voll Argwohn starrte er nach ihr. Als sie ein Mal Thränen aus dem Auge wischte, zitterte er wie Espenlaub.

„Sie denkt an Steenson," murmelte er. Eine Weile darauf seufzte er: „Armes Mädchen!"

Endlich schritt Cosby — denn er war es — leise über den Hof und trat in ein neben dem Stalle gelegenes kaltes ödes Zimmer, in welchem weiter nichts als ein altes Schreibepult und ein einfacher Stuhl stand. Hier zündete er eine Talgkerze an und steckte sie in einen zinnernen Wandleuchter, worauf er sich eine Pfeife stopfte.

Das war der ungastliche Ort, wo der junge Pächter alle seine Abende verbrachte, während Alice glaubte, er lasse es sich in der „Goldenen Gans" im behaglich erwärmten, hell erleuchteten, mit dem angenehmen Dufte des Whisky-Punsches erfüllten Gastzimmer unter Nachbarn und Bekannten wohl sein. Aber Cosby befand sich in einer zu düstern Stimmung, um für die Geselligkeit zu taugen. „Man würde mir anmerken, daß etwas nicht in Ordnung ist," dachte er, „und ich mag nicht bei meinen Nachbarn ins Gerede kommen."

Da saß er nun in dieser Allerseelen-Nacht, allein, die Pfeife rauchend, die Arme über der Brust gekreuzt, den Kopf zwischen die Schultern gesenkt, eine finstere Wolke auf der Stirn, und brütete mit tiefer Bitterkeit im Herzen über

sein Unglück. Und Alice saß drüben einsam am Küchenfeuer und weinte.

„Ich ertrag's nicht länger, ich kann nicht!“ murmelte Cosby endlich.

Damit stand er auf und nahm eine alte Vogelflinte herab, die über dem Pulte an der Wand hing und mit der er Habichte und Krähen zu schießen pflegte.

„Du taugst nicht mehr viel, du altes Ding, aber einen letzten, guten Dienst kannst du mir immer noch erweisen,“ sagte er unter einem trüben Lächeln, „Pulver und Blei mögen der Sache ein Ende machen.“

Währenddem lud er die Flinte. Plötzlich hielt er inne und dachte nach. „Ich will's noch aufschieben,“ sagte er. „Erst will ich auf dem Wintermarkte das Vieh verkaufen, denn Alice würde ein schlechtes Geschäft damit machen, sie versteht sich nicht auf den Handel. So lange muß sie noch mit mir Geduld haben — das arme Mädchen!“

Es war spät geworden. John sah auf seine silberne Uhr, es fehlte noch eine halbe Stunde auf Mitternacht. Ein alter Aberglaube, der sich an diese feierliche Nacht knüpft, kam ihm in den Sinn.

„Vielleicht sterbe ich noch im Laufe des Jahres,“ dachte er. Ein Schauer schüttelte sichtbar den starken Mann, indem er dabei erwog, daß er wahrscheinlich durch seine eigene Hand sterben werde. Dann verlor er sich in Sinnen.

Die große, acht Tage lang gehende Wanduhr in der Küche ließ ein Schnarren hören und schlug die halbe Stunde. Mit wildem Blick starrte Alice um sich. Unter jedem der beiden Schläge erbebten ihre Nerven.

„Nur noch eine halbe Stunde — ich thue es, ich gehe!“ sagte sie, rascher athmend. Nachdem sie ihr Haupt in ein großes dunkles Tuch gehüllt hatte, machte sie das Küchenfeuer aus, indem sie die Torfstücke mit dem Schürhaken zerstreute. Als Alles dunkel war, schlich sie nach der äußern Thür, steckte den Hausschlüssel in ihre Tasche und

schlüpfte zitternd in den Sturm und Regen der Nacht hinaus.

Wer in der Allerseelen-Nacht sich unter ein Kirchenportal stellt, der soll nach einem alten, weit verbreiteten Aberglauben diejenigen Personen des Kirchspiels erscheinen sehen, welche im Laufe eines Jahres zu sterben bestimmt sind.

Einer hinter dem Andern schreiten sie in geisterhaftem Zuge vorüber, den Weg nach dem Kirchhofe nehmend.

Mit Furcht und Zittern vor ihrem eigenen Wagniß erfüllt, aber der Last ihres gegenwärtigen Lebens nahezu erliegend, hatte Alice den verzweifelten Entschluß gefaßt, eine Frage an das Schicksal zu richten. „Vielleicht sehe ich mich selbst, denn ein zweites Jahr so zu leben, wäre mir unmöglich, ich hoffe, ich werde sterben," hatte sie in leidenschaftlicher Erregung heute Abend zu sich selber gesagt.

Sie war noch sehr jung und der Tod erschien ihr als ein romantisches Ende ihrer Leiden. „Mein Herz ist gebrochen, — ich hoffe, ich bin zum Sterben bestimmt," schluchzte sie, während sie durch Wind und Finsterniß dahin eilte und der Regen sie bis auf die Haut durchnäßte.

Vor den schwarzen Schatten sich fürchtend und doch selbst einem Gespenste ähnlich, floh sie das lange Heckengäßchen und den neben der Straße aufsteigenden Lehmdamm entlang.

Ueber ihr heulte, seufzte und stöhnte der Wind in den düstern Fichten. Die Aeste und Zweige krachten und schüttelten sich, — sie erschienen wie die schwarzen Federbüsche auf einem Leichenwagen.

Athemlos erreichte Alice das Kirchenportal. Ihr Herz klopfte hörbar, ihr Auge blickte wild und scheu zugleich.

„Wieder umzukehren wäre noch schlimmer," flüsterte sie bebend, „sie könnten mir begegnen; hier an diesem Orte gehen sie nur vorüber, wie die Leute sagen."

Ein dumpfer Ton über ihrem Haupte! Entsetzt drückte sich Alice in eine Ecke. Es war die alte Kirchenglocke, die langsam Mitternacht schlug.

Der letzte Schlag war verklungen und tiefes Schweigen folgte; nur der Wind sauste durch die Wipfel der Bäume. Rings umher herrschte Finsterniß. Nichts ließ sich sehen. Ein Gefühl unsäglicher Erleichterung kam über Alice.

„Daß in diesem Jahre Niemand sterben sollte, ist doch seltsam! Aber welch' eine Gnade!“ murmelte sie unwillkürlich mit dankerfülltem Herzen.

Eben wollte sie wieder gehen. Aber plötzlich schien sie zu Stein erstarrt. Was für ein schwarzer Schatten nahete sich dort? Lautlos schwebte er über das nasse Gras zwischen den Gräbern gerade auf das Portal zu.

Alicens Knien begannen unter ihr zu wanken, das Blut gerann ihr in den Adern. Sie wollte entfliehen, aber die Glieder versagten den Dienst und wie angewurzelt stand sie auf dem Wege, auf dem der gespenstige Schatten daher kam. Schon war er ihr ganz nahe, als er innehielt. In diesem Augenblicke schoß plötzlich ein heller Lichtstrahl auf, — Alice wußte nicht, woher das geheimnißvolle Licht kam. Aber er fiel auf ihre eigene dunkle Gestalt, auf ihr eigenes leichenblasses Antlitz und zeigte ihr zu ihrem Entsetzen den Gatten, — John Cosby selbst! Nie vorher hatte sie ihn so gesehen.

Sein Antlitz aschfarben, seine Augen schrecklich starr, den Mund weit geöffnet wie zu einem tödtlichen Angstschrei, der aber nicht über die Lippen wollte.

Etwa drei Sekunden sah Alice diese schreckliche Erscheinung vor sich. Dann erlosch das Licht.

Dennoch durchdrang ihr Auge die Finsterniß und sah den Schatten sich rasch den nächsten Gräbern zu bewegen und zwischen denselben umhertaumeln, als ob er vergeblich seine eigene Ruhestätte suchte. Und nun war er verschwunden.

Für den Augenblick war Alice unfähig, irgend einen Gedanken zu fassen; kraftlos schwankte sie nach der Pforte.

Draußen aber lieh der Schrecken ihr neue Kräfte und wie von einer Legion böser Geister verfolgt, eilte sie nach

Hause. Gänzlich vom Regen durchnäßt und mit klappernden Zähnen erreichte sie ihre Thür, sie wußte selbst nicht wie.

Die ganze Nacht warf sie sich fiebernd auf ihrem Lager umher, sie vermochte nicht zu schlafen oder verfiel auf kurze Zeit in einen Zustand der Betäubung, den grauenhafte Nachtgesichte, Skelete, grinsende Todtenschädel und andere Schreckgestalten unterbrachen.

Am andern Morgen fühlte sie sich krank, dennoch stand sie auf und ging mit bleichem Gesicht und schwerem Kopfe an ihre Arbeit. Es machte ihr Mühe, ihrem Gatten das Frühstück zu bereiten. John blickte sie ein paar Mal an, vermied aber im Uebrigen, ihrem Blicke zu begegnen.

„Bist du krank?“ frug er kurz.

Alice legte die Hand an ihre schwindelnde Stirn.

„Ich weiß nicht,“ antwortete sie. „Ich fühle mich sehr schwach.“

John ließ sich nicht herab, sein Bedauern zu äußern, sondern stand auf und begab sich zur alten Effie, welche eben die Kälber fütterte. Nach einer Weile trat die Alte in die Küche und sagte zu Alice: „John Cosby wünscht, daß Ihr wieder zu Bett geht; ich soll Euch dabei helfen. Ihr seht sehr angegriffen aus.“ Wie im Traume ließ Alice sich in ihr Zimmer führen. Dort lag sie Tage und Nächte lang mit zusammengekrampften Gliedern, während schreckliche Visionen ihr Hirn marterten. Sie hatte ein Flußfieber, und wenn zuweilen helle Augenblicke kamen und ihr umdüsterter Geist sich klärte, erschienen ihr die rheumatischen Schmerzen unerträglich; dennoch wollte sie nichts vom Sterben wissen, sondern klammerte sich fest an's Leben an. „Ich will nicht sterben, nein, jetzt nicht, jetzt noch nicht!“ schrie sie oft in ihrer Angst.

Alicens alte Mutter war gekommen, um sie am Tage zu pflegen, während Effie die häuslichen Geschäfte besorgte. Am häufigsten war es dem Pächter selbst beschieden, jene wilden Schreie der Kranken, die ihm tief in die Seele

schnitten, zu vernehmen, wenn er in der einsamen Nacht am Bett der Rasenden wachte. Mochte er auch den Tag über noch so hart gearbeitet haben, so war doch Nacht für Nacht sein Platz am Lager seiner kranken jungen Frau.

Er könne es eher aushalten als deren Mutter und die alte Effie, sagte er, und begnügte sich, wenn er zu glegener Zeit ein Stündchen Schlaf erhaschen konnte.

Und er war ein bewundernswerther Krankenpfleger; er brachte es fertig, Alicen Medicin oder Speise aufzuschmeicheln, wenn den Andern dies nicht gelingen wollte. Endlich, nach einer schweren, schweren Zeit, war Alice über das Schlimmste hinaus und begann sich langsam zu erholen. Von da an verschwand John von ihrem Krankenbett. Doch hörte sie ihre Mutter und die alte Effie sich oft darüber unterhalten, wie wacker John Cosby sich benommen und wie Alice seiner hingebenden Aufopferung ihr Leben zu verdanken habe.

Nur selten hatte die Kranke während des Fiebers ihre Umgebung erkannt, sie traute daher ihren Ohren kaum, als sie das vernahm, war aber noch zu schwach, um sich ihrem Erstaunen zu überlassen.

John vertraute sie während ihrer Reconvalescenz der treuen Pflege ihrer Mutter an. Als das Frühjahr herannahete, ging er, zur Ueberraschung Aller, plötzlich für einen Monat lang auf Reisen, zuerst nach Edinburg, dann nach London. Währenddem leistete Alicens Schwester ihr Gesellschaft.

Als er im März zurückkehrte, fand er seine junge Frau allein; sie begann wieder ihren häuslichen Pflichten nachzugehen und wagte sich auch schon ins Freie. Am Abend seiner Rückkunft begrüßte er sie bei ihrem ersten Zusammentreffen mit einem lakonischen: „Wie geht dir's? Besser? Das ist schön!"

Das war Alles und Alicen erstarb das Willkommen, welches sie sich bereits ausgedacht hatte, auf den Lippen.

Die Arme! Sie war ihm so dankbar für seine hingebende Pflege, als sie zwischen Leben und Tod geschwebt

hatte. Noch immer fühlte sie in seiner Gegenwart Furcht vor ihm; war er aber abwesend, so machte ihr der Gedanke an seine Güte und Sorgsamkeit das Herz weich und sie hätte ihm gern danken mögen.

„Der Vater hat Recht, John ist ein guter Mann, aber seine Kälte und Schweigsamkeit ist hart!“ dachte sie und seufzte.

Bei John's Heimkunft hatte die alte Effie grollend zu ihm gesagt: „Was habt Ihr nun davon, daß Ihr in der Welt herumgefahren seid?“ John Cosby, der sonst kaum ein Mal seine Farm auf eine Woche verlassen hatte, kam ihr wie ein unsinniger Verschwender vor.

„Es dürfte das erste und letzte Mal gewesen sein, Effie,“ antwortete er in einem Tone, welcher dem Ohre der Alten wie ahnungsschwer klang. „Ich bereue es aber nicht, daß ich fort war. Ich wollte, bevor ich sterbe, endlich ein Mal London sehen!“

II.

Der Frühling stellte sich sehr zeitig ein. Schon blökten auf den Abhängen die Lämmer und über ihnen krächzte die Saatkrähe. Veilchen lugten verstohlen unter den Hecken hervor und überall entsproß der Erde ein frisches saftiges Grün. Die sanften Lüfte, die zu wehen begannen, hauchten wieder Glanz und Farbe auf Alicens Wangen, während sie ihre Spaziergänge durch die Felder mehr und mehr ausdehnte.

Niemals hatte die junge Frau hübscher ausgesehen als jetzt, obwohl ihre Gesundheit noch immer empfindlich war.

Ihr Gatte bot ihr Sonntags beim Kirchgang stets den Arm; einige der Nachbarn lächelten darüber, andere rühmten Cosby als einen guten und ergebenen Ehemann.

John's ernstes Antlitz blieb unbeweglich bei diesen Bemerkungen, aber Alice schämte sich und erröthete, denn

wenn der Arm, auf den sie sich müde stützte, von Eisen gewesen wäre, so hätte darin für die zarte Hand, die er preßte, kaum weniger Gefühl wohnen können. „Wenn sie's nur wüßten!“ dachte sie oft bei sich. — Aber Niemand wußte es. Nur John und Alice selbst wußten es, daß das alte frostige Verhältniß wieder in sein Recht eingesetzt war, aber der Krieg wurde jetzt nicht mehr gegenseitig, sondern nur von der einen Partei geführt.

Manchen lieben Nachmittag saß Alice einsam in einem schattigen Gehölz und ging mit sich zu Rathe.

„Es ist doch eine Wonne, zu leben und die Vögel wieder singen zu hören, dem Zuge der Wolken zu folgen und sich zu Füßen die Gänseblümchen blühen zu sehen,“ dachte sie. „Das war eine ernste Warnung. Wie leid thun mir jetzt, wo ich von der Pforte des Todes zurückgekehrt bin, alle die Armen, welche in der Blüthe des Lebens sterben müssen... Aber mein Gatte! Da ich nicht dahingerafft worden bin, so hat das Zeichen ihm gegolten. Es ist wahr, er kann hart und zornig sein, aber er hat mich einst über Alles geliebt, und ihm verdanke ich mein Leben. Hätte er mich sterben lassen, so wäre er vielleicht dem Leben erhalten geblieben, denn es heißt: Mann und Weib sind ein Leib. Und ich wage nicht, ihn zu warnen!“

An manchem Abend, wenn der fahle Himmel mit glitzernden Sternen besprenkelt war und feierliche Ruhe über die Erde ausgebreitet lag, regte sich in Alicens Herzen der Drang, ihrem Gatten zu sagen, daß seine Tage gezählt seien und sein Leben unaufhaltsam, wie der Sand im Stundenglase abliefe, und oft kamen ihr die Worte auf die Zunge: „John, ich habe schwere Sorge um dich,“ doch sie unterdrückte sie.

Dankbarkeit und Mitleid bewegten das Herz des jungen Weibes. Sie sagte es zwar nicht, aber ihr Benehmen ward immer sanfter, ihre Augen nahmen einen zärtlichen Ausdruck an und ihre Fürsorge für den Gatten ward täglich liebevoller.

„Willst du nicht für einen Abend zu Hause bleiben, John?“ wagte Alice schüchtern zu fragen, als es eines Abends heftig regnete. „Du könntest dich auf dem weiten Wege zur ‚Goldenen Gans‘ leicht erkälten.“

„Zur Goldenen Gans? Wie kommst du auf den Gedanken, daß ich dorthin gehe?“

„Ich — ich dachte mir eben, daß du jeden Abend hingehst.“

„Niemals!“ sagte der Pächter mit Nachdruck. „Ich sitze Abends in meinem Zimmer neben dem Stalle.“

Alice war überrascht und schwieg einige Augenblicke.

„Es ist kalt dort,“ stellte sie ihm dann vor. „Willst du deine Pfeife nicht lieber hier am Küchenfeuer rauchen?“

John Cosby sah seine Frau scharf an. Dann entgegnete er in leisem, zweifelndem Tone: „Ich würde dich nur stören.“

„Nein, nein!“ betheuerte Alice, während ihr Thränen ins Auge traten — sie wußte nicht warum — „drüben ist es einsam, hier ist dein eigener Herd und dein rechtmäßiger Platz.“

John legte die Stirn in Falten, als dächte er nach, dann ging er hinaus und holte seine Pfeife. Von nun an saß er jeden Abend in einer Ecke Alice gegenüber und während er seine Pfeife rauchte, starrte er schweigend in das Herdfeuer.

Eigentlich war er doch ein schöner Mann, dachte die junge Frau, ihn verstohlen betrachtend. Groß und stark, wie er war, stellte er mindestens zwei solcher Männer vor wie Jamie Steenson. Seine Gesichtszüge mochten vielleicht rauh sein, aber seine Stirn war schön und wenn auch die großen, braunen Augen zu Zeiten zornig blickten, so erinnerte sich doch Alice, daß sie während ihrer Krankheit mit dem Ausdruck unaussprechlicher Milde und innigen Mitleids auf ihr geruht hatten.

Ach! wenn er sie nur jetzt wieder so ansehen möchte, denn wo der Tod in solcher Nähe lauert, sollten Mann und Weib einander nicht hart begegnen.

Der Juni kam mit seinen Blumengaben und seinem warmen Sonnenschein, aber noch war zwischen beiden Gatten kein liebendes Wort, keine Bitte um Verzeihung gefallen, obwohl beides sich stumm in jedem Blicke Alicens ausdrückte und John's Auge ihr gedankenvoll und sehnsüchtig folgte. Doch ach! er schien nicht zu merken, daß die Dinge sich geändert hatten; oft zog er sich sogar zurück, der Gesellschaft seiner Frau ausweichend, weil er fürchtete, ihr aufdringlich zu erscheinen.

Neues Leben regte sich in der Natur; in den Fichtenwäldern vernahm man das Girren der Holztaube, Liebe und Jugendfrische athmete die ganze Natur. Alice war nun wieder vollständig bei Kräften, freute sich, daß sie lebte, die Sommerluft einsog und die Bienen in den Rosenbüschen summen hörte; aber das war ihr nicht genug.

Eines Nachmittags stand sie vor der Thür und beobachtete die Schwalben, welche, Futter für ihre Jungen in den Schnäbeln, zwitschernd hin und herschossen; würzige Düfte erfüllten die warme Luft und von Wald und Wiese her tönten fröhliche Laute. Die Frau des Pflügers kam vorüber und bot der Herrin einen freundlichen „Guten Abend.“ Sie war in Alicens Alter und trug ihr kleines Kind stolz auf dem Arme.

Unwillkürlich füllten sich Alicens sanfte blaue Augen mit Thränen. Alles durfte sich freuen, nur sie nicht. Die Vögel lebten in trauter Geselligkeit; jene Frau war bei all ihrer Armuth dennoch reicher als Alice, denn sie durfte der treuen Pflichterfüllung gegen Gatten und Kinder leben. Nur Alice war allein; der Gefährte, den sie besaß, vermied sie — und dennoch liebte sie ihn, — ja, sie liebte ihn!

Als sie sich, noch Thränen im Auge, zufällig umwandte, sah sie John in ihrer Nähe stehen. Sie mußte

sehr in ihre Gedanken vertieft gewesen sein, daß sie seine Annäherung nicht bemerkt hatte, wennschon er über den Grasplatz gekommen war. Er schaute sie mit betrübtem Blicke an.

„Du hast Kummer," sagte er gelassen zu ihr, „kann ich etwas für dich thun?"

Alice wollte sprechen, brachte aber kein Wort hervor.

„Ich fürchte, meine Gegenwart ist's, was dich bedrückt," begann er wieder, „obwohl du mir in der letzten Zeit zufriedener als sonst erschienst. Könnte ich dich nur für dieses einzige Jahr glücklicher sehen."

„O, John, sprich nicht so!" antwortete Alice, plötzlich in Schluchzen ausbrechend. „Deine Gegenwart bedrückt mich nicht. Im Gegentheil, ich fühle mich einsam, weil du dich ferne von mir hältst, und das ist schwerer zu ertragen, als alles Andere."

Cosby fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als müsse er sich diese Worte erst zurechtlegen. „Alice," entgegnete er, „erst voriges Jahr sagtest du, es gäbe keinen höhern Wunsch für dich, als daß ich dich Dir selber überließe."

Die junge Frau schlug die Hände zusammen und blickte, wie in Verzweiflung über die Beschränktheit ihres Mannes, gen Himmel.

„Voriges Jahr!" sagte sie im Tone mitleidiger Verwunderung. „Als ob das Wort, was eine Frau ein Jahr vorher gesprochen, für alle Zeit bindend wäre! Kann der Mensch seine Ansichten nicht ändern?"

„Sehr wahr," versetzte John, während er Alice aus seinen braunen Augen scharf und forschend ansah, daß diese den Blick kaum zu ertragen vermochte. „Vor einem Jahre gelobtest du mir auch, mich zu lieben, bis der Tod uns trennen werde."

„Ganz richtig," entgegnete Alice, während ihre Wangen sich dunkler färbten und ein heller, warmer Strahl aus ihren blauen Augen brach, „und du hättest dich nur noch

ein wenig zu gedulden gebraucht, um zu sehen, ob ich am Ende nicht doch noch mein Gelöbniß erfüllen werde."

„Wäre es möglich?" sagte John stockend und als spräche er mit sich selbst.

„Es ist die Wahrheit!" brachte Alice hervor, während ihr Athem rascher ging. „Ich habe mich eigensinnig, ja, ich habe mich schlecht benommen, und du vergaltest es mir durch Güte und deine Sorgfalt rettete mir das Leben. Dann aber hast du dich nicht mehr um mich bekümmert; deine Liebe ist todt. Und das ist bitter, doppelt bitter, da der Tod eines von uns wegraffen kann, noch ehe dieses Jahr zu Ende geht."

„Wahr — wahr!" seufzte John mit einem feierlich ernsten Blicke auf seine junge Frau. Er war im Begriff, auf sie zuzutreten und sie mit seinem Arme zärtlich zu umfassen, aber er zauderte und Alice bemerkte seine Bewegung nicht. Die Schürze vor das Antlitz haltend, war sie plötzlich wie ein Vogel entflohen und hinter ihr knarrte der Schlüssel ihres Zimmers. Dort barg sie weinend das Haupt im Kopfkissen.

Noch fünf Minuten stand John Cosby auf demselben Flecke, wo sie ihn verlassen hatte. „Könnte es wirklich wahr sein?" dachte er in seiner Verwirrung. „Ja, es ist wahr!" sagte er sich dann. Mit einem glücklichen Lächeln, welches sich halb unter seinem Barte verbarg, that der sonst so starke Mann einige wankende Schritte gegen Alicens Zimmer. Er wollte anklopfen, um Einlaß bitten; sie würde sich vielleicht stellen, als höre sie ihn nicht, aber endlich —

„Na, wollt Ihr jetzt der rothen Kuh nicht endlich die gemengte Kleie geben, John Cosby?" unterbrach plötzlich die krächzende Stimme der alten Effie seinen Gedankengang. „Später, sagt Ihr? Wie lange soll denn das arme Vieh noch warten? Was ist denn mit Euch los? Eine ganze halbe Stunde steht Ihr schon hier, als schliefet Ihr mit offenen Augen!"

Effie kannte ihren Herrn schon von dessen frühester Kindheit an, er war unter ihren Augen aufgewachsen. Daher fühlte sie sich berechtigt, ihn zu schelten.

John fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Freilich, die rothe Kuh brauchte besondere Sorgfalt, sie durfte nicht vernachlässigt werden.

Er ging also vorläufig seinen Geschäften nach. Er war glücklich, doch wandelte sich seine Freude plötzlich in Betrübniß und Sorge um. „Besser spät als niemals, — aber ach! nur auf so kurze Zeit,“ seufzte er. „O, Alice! Alice!“

Nach dem Abendessen sagte er in leicht hingeworfenem Tone zu seiner jungen Frau: „Wir haben so herrlichen Mondenschein. Ich möchte einen Gang nach den Kornfeldern machen, die ich ein paar Tage nicht gesehen habe. Willst du mich begleiten?“

„Herzlich gern,“ antwortete Alice schüchtern und erhob sich. Seite an Seite wanderten Beide nach den Feldern hinab, während der Mond sanft emporschwebte. Die grünen Aehren, zwischen denen sie dahinschritten, reichten Alice bis an die Brust; die herrschende Stille wurde dann und wann nur durch fernes Hundegebell oder durch die Zurufe spielender Kinder unterbrochen; süß empfand das Paar die Einsamkeit, doch waren beide schweigsam. Zuweilen blieb Alicens Kleid an einem Dornenstrauch hängen und dann bückte sich John, um es wieder davon zu befreien.

Mitten im Felde befand sich eine kleine, brach liegende Anhöhe, wo zwischen Ginstergebüschen ein Hänfling sang. Große Steine lagen umher und Alice strauchelte über einen derselben. Rasch umschlang John ihren Leib, um sie vor dem Falle zu schützen. Beide blickten einander in die Augen.

„Alice — meine Alice!“ war Alles, was er zu sagen vermochte.

„O, John,“ seufzte sie, kaum die Thränen zurückhaltend, „wie bitter bereue ich, was ich dir angethan habe!“

Der treuherzige Blick seiner braunen Augen sagte ihr, daß der Gatte sie noch immer liebte und daß er ihr verziehen hatte.

Sie besiegelten ihre Versöhnung durch einen innigen Kuß, wobei sich John nicht über Alice's Kälte zu beklagen hatte.

Seite an Seite waren sie ausgegangen und Hand in Hand kehrten sie zurück.

* * *

Der Sommer war vorgerückt; die Aehren in den Feldern hatten sich goldbraun gefärbt und waren durch die Schnitter niedergelegt worden. Mit dem Herbst war eine gute Ernte eingebracht worden. Der Pächter und seine Frau lebten glücklich wie ein Liebespaar mit einander und wetteiferten, sich gegenseitig die leisesten Wünsche an den Augen abzulesen. Aber ihre Herzen waren traurig gestimmt.

„Ach, wenn es doch so bleiben könnte!“ seufzte oft im Stillen Alice in banger Voraussicht ihrer baldigen Witwenschaft.

„Nur noch so kurze Zeit!“ stöhnte John, indem er sich vergegenwärtigte, wie glücklich er sein könnte, wenn nicht die dunkle Wolke über ihm schwebte.

Es war allerdings eine tiefschwarze Wolke — der Schatten des Todes. Jeden Morgen, wenn Alice aufstand, sagte sie sich kummervoll: „Wieder ein Tag weniger unsres Zusammenseins!“

Und ähnlich dachte John: „Wieder um einen Tag der Scheidestunde näher gerückt. Das ist eine kurze Frist für solche Seligkeit!“

Aber keins von Beiden wagte dem andern zu sagen, was ihm so schwer das Herz bedrückte.

* * *

Der October war vergangen, die Blätter sanken zur Erde herab und es war November geworden. Am Abend Allerheiligen, dem Vorabend vor Allerseelen, saßen John und Alice schweigend zu beiden Seiten des prasselnden Herdfeuers in der Küche.

Beide waren dem Aussehen nach gesund und kräftig, doch lag in den Blicken, mit welchen sie sich zuweilen verstohlen und forschend betrachteten, ein seltsamer Ausdruck.

Es waren liebevolle und doch zugleich scheue und furchtsame Blicke, die sie aufeinander richteten, als fürchte Eines das Andere zu verlieren, wage es aber nicht auszusprechen. Endlich raffte John sich auf. Es mußte sein!

„Alice, erinnerst du dich, wie unglücklich wir vorm Jahre um diese Zeit waren?"

„Ich erinnere mich sehr wohl, John, obwohl ich es lieber vergessen möchte."

„Ich glaube, wir waren nahe daran, einander zu hassen," fuhr John in feierlichem Tone fort. „Wir waren verbittert und hätten wohl den Tod als einzigen Ausweg willkommen geheißen, du vielleicht nicht, Alice, aber ich, — ich stand im Begriff, ihn zu suchen, um frei zu werden."

„Auch ich sehnte mich nach dem Tode. Ich betete, daß ich sterben möchte, o, ich Verblendete!" weinte Alice.

„Und jetzt würden wir froh sein, wenn uns vergönnt wäre, noch einige Jahre mit einander zu leben," sagte John mit stockender Stimme. „Aber die Zeit unserer Bestrafung ist da und dies wird wohl die letzte Nacht sein, die wir auf dieser Welt miteinander verbringen."

Alice hätte aufschreien mögen, aber der Ton erstarb ihr in der Kehle.

„O, John!" brachte sie endlich hervor, „weißt du das? Hast du etwa die — die Erscheinung in der letzten Allerseelen-Nacht gesehen?"

„Ich habe sie gesehen," flüsterte John. „Seitdem hat eine schwere Last auf meiner Seele gelegen. Ich wollte

dir's immer sagen, wollte dich vorbereiten, aber ich brachte es nicht über mich. Ich ging damit um, mir eines Tags das Leben zu nehmen — Gott verzeihe mir's — und so begab ich mich nach dem Kirchhofe und glaubte, ich würde mich selbst an mir vorüberkommen sehen. Aber, Alice, meine Alice — nicht mich sah ich dort, sondern dich!"

„John! John! Und ich sah dich! Ich — ich war auch hingegangen, ganz allein, und war fast von Sinnen, als ich dich gesehen hatte. Dann wurde ich krank davon. Auch ich wollte dir's immer sagen. Das Herz wollte mir brechen," rief Alice, während sie bald weinte, bald lachte, denn in ihrem verwirrten Geiste dämmerte eine Ahnung auf.

Worauf John langsam sagte: „Dann warst du's selbst, die ich sah, bei lebendigem Leibe?"

„Ja, ja, und du warst es auch, du selbst, von Fleisch und Blut, den ich sah. Und nun wirst du nicht sterben."

Wie von Sinnen vor Freude, warf sich Alice schluchzend in die Arme des Gatten. Eine Zeit lang vermochte keines von Beiden ein Wort zu sprechen. Endlich frug Alice:

„Was aber war das für ein seltsames Licht, lieber John, das sich über uns Beide ergoß?"

„Das Licht? Das kam einfach von der Stalllaterne, die ich unter meinem Rocke verbarg, damit der Regen sie nicht auslöschen könnte," lachte John. „O Alice, wenn du wüßtest, wie tief es mir ins Herz schnitt, als ich dich sah, denn ich liebte dich, wie ich dich jetzt liebe."

„Und mich erfaßte ein tiefes Weh, wenn ich daran dachte, daß dir der Tod bestimmt sei. Wenn ich dich bis dahin nicht geliebt hatte, so liebte ich dich seit jener Stunde," rief Alice, „denn jeder nächste Tag konnte uns trennen und dieser schreckliche Gedanke ließ mich erst erkennen, welch' treues Herz ich in dir besaß."

„Dann war die Geschichte vielleicht kein so großes Unglück," sagte John wie in lautem Nachdenken. „Es

brachte uns einander näher. Der Tag der Trennung muß ja kommen, sei es in diesem Jahre oder in dreißig Jahren, und mit jedem Morgen rückt er näher. Aber so lange wir uns noch haben, Alice, und eines von uns ärgert sich ein Mal über das andere, wollen wir stets an Allerseelen-Nacht denken."



Das Skizzenbuch meines Lebens.

Von Gerhard von Amyntor.

Die Towarczyswitwe.

Es war im unglücklichen Jahre 1806. Am Narew und am Bug standen damals die Schwadronen des preußischen Regiments Towarczys in Garnison; hatte der König von Preußen doch bei der dritten Theilung Polens 1795 Podlachien und Masowien mit Warschau seinem Reiche einverleibt. Das Towarczys-Regiment war 1800 aus dem Regiment Bosniaken gebildet worden, um die kleinen polnischen Edelleute, die wegen mangelhafter Bildung und Geldmittel in das preußische Officierscorps nicht eintreten konnten, die aber anderseits auch zu stolz waren, als Gemeine zu dienen, in dem „Kameraden-Regimente" (das slavische towarczy heißt eigentlich Kamerad) passend unterbringen zu können. Die Towarczys, eine kühne und verwegene Reitertruppe, führten Lanze, Säbel und Pistole; die Officiere trugen eine blaue, mit hohem rothem Kragen und rothen Brust-Rabatten versehene Uniform, goldene Fangschnüre und goldenes Bandelier, das von goldener

Schulterschnur festgehalten wurde. Dieses Costüm zeigt noch der große, starke, hellblonde Herr, dessen auf kreisrunder Elfenbeinplatte außerordentlich fein gemaltes Pastellbildniß gegenwärtig neben meinem Schreibtisch hängt; er war der Major und Escadrons-Chef von Gerhardt im Regimente Towarczys und stand im Sommer des Jahres 1806 mit seiner Schwadron in Drohyczin (im heutigen Russisch-Polen) in Garnison.

Es ging dem stattlichen Herrn dort gar nicht schlecht. Mit eigenen Mitteln und wohl auch mit einem Theile des Vermögens seiner Gattin hatte er sich in Drohyczin ein kleines Anwesen mit sehr großem Wohnhause gekauft und in diesem Wohnhause, nach Landessitte „das Schloß“ genannt, residirte er mit seiner Gattin und vierzehn Kindern; so viele waren von den einundzwanzig, mit denen er im Laufe seiner Ehe beschenkt worden war, am heimischen Herde anwesend. Einundzwanzig Kinder! Ein derartiger reicher Segen, heut als eine Ungeheuerlichkeit erscheinend, gehörte damals durchaus nicht zu den Seltenheiten; immerhin war Frau von Gerhardt, theils durch die Stellung ihres Gemahls, theils durch ihre zahlreiche Nachkommenschaft, eine weit und breit bekannte und hochangesehene Dame und sowohl das spärliche deutsche Element, als auch die überwiegend polnische Bevölkerung der Gegend, nahten ihr nur mit der tiefsten Verehrung. Der Gatte bewunderte an ihr besonders die Fähigkeit, allzeit ein jedes einzelne ihrer Kinder aus dem großen Haufen derselben herauszuerkennen und ihm sofort den richtigen Namen zu geben; er selbst bekam das nicht immer fertig und einer seiner Söhne, mein Vater, hat mir oft erzählt, wie der Alte, wenn er, vom Exerzieren zurückgekehrt, sich aus dem Sattel geschwungen hatte, dann den ersten besten seiner ihn wild und jauchzend umdrängenden Sprößlinge hoch hob und ihn musternd fragte: „Junge, wie heißt du eigentlich?“ Wenn meinem Vater das Glück einer solchen Begrüßung zu theil wurde, dann antwortete

er strahlend: „Ich bin ja der Leopold, Papa!“ — „Richtig, das Poldchen!“ tönte es dann lachend zurück und der Junge erhielt zur Belohnung, daß er dem Gedächtnisse seines Herrn Papas so prompt nachgeholfen hatte, einen laut schmatzenden Kuß.

Als sich das Kriegsgewölk im Sommer 1806 immer dichter und dichter zusammenzog, bekam das Regiment Towarczys Marschbefehl und rückte nordwärts in die Provinz Preußen ab. Dem alten Diener, der dem großen Familienkreise des Majors zum letzten Male vor dem Ausmarsche die Tafel gedeckt hatte, sagte der von schlimmer Ahnung erfüllte scheidende Haudegen: „Alter, wenn du uns Allen noch einmal bei Tische aufwartest, dann sollst du hundert Ducaten haben — erinnere mich daran!“ Der alte Diener hat diese Summe nicht erhalten; der, der sie ihm versprach, sollte nie wieder die Schwelle seines Schlosses überschreiten.

Unter schmetterndem Trompetenklange war das Regiment abgerückt; Frau von Gerhardt war mit ihrem Kindersegen allein und schutzlos in Drohyczin zurückgeblieben. Die Posten fuhren damals langsam; die Bestellung der Briefe war theuer und ungewiß; Zeitungen hielt sich eine Officiersfrau in entlegenen Garnisonen überhaupt nicht. Aber das Unglück von Jena war im Spätherbst doch auch in Drohyczin bekannt geworden und zitternd vor Sorge und Unruhe setzte sich nun täglich die einsame Strohwitwe mit ihren Kindern zu Tische. Mehrere ihrer Söhne dienten schon im Heere; ein noch blutjunges Bürschchen, Philipp-Adam, war auch schon aus dem Neste geflattert und als Junker im Regiment Towarczys mit dem Vater davongezogen. Wie mochte es nur dem Gatten, wie den Söhnen ergehen? Daß das Regiment die unglücklichen Octoberschlachten nicht mitgeschlagen hatte, sondern als eine Art Reserve in der Provinz Preußen zurückgehalten war, das wußte sie freilich und das gab ihrem gepreßten Herzen doch einige Erleichterung. Aber der Himmel war so schwarz

verhangen, das Vaterland so tief gedemüthigt, der Uebermuth der siegreichen Feinde so unerträglich; was würde nur noch aus dem armen Preußen, was aus dem schwer geprüften und so heiß geliebten Könige werden?

Und weiter und weiter wälzten sich die siegestrunkenen Schlachthaufen des großen Corsen; an der Passarge, wo das Regiment Towarczys stand, war es schon zu verschiedentlichen Vorpostenscharmützeln mit den ersten Franzosen gekommen; ja am 19. December war Napoleon in Warschau eingezogen und von der begeisterten polnischen Bevölkerung als Befreier begrüßt worden. Sofort stand das ganze Land am Bug und Narew in hellen Flammen des Aufruhrs und immer besorgter schaute die verlassene Officiersfrau in Drohyczin den kommenden Ereignissen entgegen. Haarsträubende Berichte über blutige Racheacte der polnischen Insurgenten wurden ihr von den gleichfalls bangenden Dienstboten hinterbracht; man sollte in der Umgegend die Häuser von Deutschen angezündet und die entsetzt herausstürzenden Bewohner in die prasselnde Gluth zurückgetrieben haben. Auch in Drohyczyn selbst war es nicht mehr geheuer; die Rachgier brütete auch hier ihre finstern Pläne und manch eine Sense wurde heimlich gerade gestreckt und senkrecht auf eine Stange gesetzt, um sie so in der improvisirten Form einer Schwertlanze in deutschem Blute zu baden. Länger auszuharren wäre Wahnsinn gewesen; meine Großmutter beschloß die Flucht.

Am ersten Weihnachtsfeiertage fuhren im Dunkel des früh hereingebrochenen Abends zwei elende lithauische Bauernschlitten vor der Rückseite des Schlosses vor. Kein Schellengeläut war an den Geschirren der kleinen Klepper angebracht; keine Laterne verrieth die Anwesenheit der geräuschlosen Gefährte. In tiefster Heimlichkeit schlüpfte eine in Pelz gehüllte stattliche Dame, ein schlummerndes Baby auf den Armen, aus dem Hause und kletterte in den zweiten der Schlitten. Noch sechs andere Kinder winkte sie an sich

heran — es waren die jüngsten der Schaar — und verstaute sie neben sich und vor sich in dem mit Stroh gefüllten Schlittenkasten. In dem ersten vorderen Schlitten ließ sie die sieben größeren Kinder nebst einer treuen zuverlässigen Magd Platz nehmen; sie konnte so, während der Fahrt, alle ihre Lieben übersehen. Der alte Diener, der ebenfalls reisefertig gekleidet war, konnte kaum die Thränen unterdrücken; er trat an den Kutscher des zweiten Schlittens heran, zeigte ihm ein geladenes Pistol und sagte leise: „Du weißt, was wir abgemacht haben; bringst du uns glücklich über die Grenze, so erhältst du deine zehn Ducaten; hast du uns aber verrathen, dann gnade dir Gott! die erste blaue Bohne, die ich versende, gilt deinem Hirnkasten."

Der bäuerliche Kutscher nickte zuversichtlich; er war sich keiner schlimmen Absicht bewußt. Der Diener setzte sich neben ihn — ein Zungenschlag, und beide Schlitten — der vordere von einem Sohne des Bauern gelenkt — fuhren lautlos vom Hofe und in die Nacht hinein.

Nur das Allernothwendigste hatte die arme Flüchtende mitnehmen können; ihr sämmtliches sonstiges Eigenthum blieb im Schlosse zurück; es war nebst einem Verzeichniß dem Drohyczíner Bürgermeister übergeben worden und dieser hatte gelobt, Alles, so weit dies in seinen schwachen Kräften stände, gewissenhaft behüten und bewahren zu wollen. Hell schimmerten die Sterne am Himmel; der gefrorene Schnee knirschte unter den hölzernen Schlittenkufen und die kleinen, unermüdlich dahintrabenden Pferdchen hauchten wogende Dampfnebel in die eisige Luft. Welch ein trauriges Weihnachtsfest! Wo war diesmal der Christbaum mit seinen freundlich blinkenden Lichtern? wo der weißgedeckte Tisch mit dem hausbackenen ostpreußischen Marcipan und den Bergen von Aepfeln und Pfefferkuchen? Sonst jauchzten und jubelten die Kinder an diesem schönsten aller Abende; sonst hatte der glücklich lächelnde Gatte auf die gerötheten Wangen derselben geblickt und dann heimlich der Gattin

zugenickt, als wollte er sagen: „Das Beste, was uns der heilige Christ beschert hat, das ist doch dort unser ausgelassen tobendes Völkchen!“ Und heut? Heut weilt der theure Gatte fern, jeden Augenblick bedroht durch die Kugel irgend eines französischen Flankeurs; und mit ihm ist der eine Sohn; wohin die beiden andern, die auch schon des Königs Rock tragen, verschlagen sind, davon hat sie überhaupt keine Ahnung. Sie selbst aber fährt landflüchtig, wie eine Verbrecherin, durch Nacht und Nebel, zitternd vor jedem Schatten, den ein kahler Strauch auf den Schnee des Weges wirft, überall Verrath und Ueberfall und Tod witternd — sie, eine preußische Edeldame, die in gerechtem Stolze gewöhnt ist, ihr Haupt hoch zu tragen, und die sich sonst vor Niemandem fürchtete als vor Gott und vor der Stimme ihres eigenen reinen Gewissens! Heiße Thränen rieseln ihr über die frostgerötheten Wangen; sie verbirgt ihr noch immer hübsches Matronenantlitz im schnell hervorgeholten Taschentuche, um nicht den Kindern ihren Schmerz zu zeigen und die ohnedies schon gedrückten Seelen der Kleinen nicht noch mehr zu belasten.

Noch vor Tagesgrauen — die jugendliche Schaar liegt noch tief in den Banden des Schlummers, nur die sie bewachende Mutter hat kein Auge geschlossen — ist die Grenze glücklich erreicht. Vor einem Dorfkruge wird Halt gemacht und die dort begehrte warme Suppe mit Heißhunger verschlungen. Der alte Diener zahlt dem Eigner der beiden Schlitten die versprochenen zehn Ducaten und klopft ihn belobend auf die Schulter.

„Hier ist dein Geld — bist ein braver Kerl.“

Der Bauer will dem Spendenden den Saum des Rockes küssen; doch unwillig wehrt ihn dieser ab.

„Nicht mir hast du zu danken; dort die gnädige Frau bezahlt dich.“

In zwei neu gemietheten Bauernschlitten wird die Flucht fortgesetzt. Zwischen den gefrorenen Seen des süd-

östlichen Preußens hindurch geht es nordwärts, bei immer gleichem Trabe der kleinen lithauischen Pferdchen. In der nun folgenden Nacht glänzen ab und zu in den Gehölzen, die man durcheilt, je zwei grünlich phosphorescirende Punkte auf; doch die erfahrene Dame fühlt keine Beunruhigung; der Winter ist noch nicht weit genug vorgeschritten; die Wölfe sind noch scheu und wagen sich noch nicht an die zahlreich besetzten Schlitten heran.

Endlich ist Gumbinnen erreicht und Frau von Gerhardt faltet die Hände und dankt ihrem Gott, daß er sie bis hierher behütet und besonders ihre Kinder vor Unfall und Erkrankung auf dieser anstrengenden und aufregenden Reise bewahrt hat.

Wenngleich das zur Zeit noch friedliche Städtchen ihr auch Sicherheit vor Franzosen und aufrührerischen Polen bietet, so beschließt sie doch, erst in dem nahen Schirwindt, ihrer Heimat, sich niederzulassen. Nach einer ausgiebigen Nachtruhe in einem sehr bescheidenen, aber doch wenigstens mit Betten ausgerüsteten Gasthofe wird anderen Tages die Reise fortgesetzt und am Nachmittage das kleine Städtchen an der Szeszupa erreicht, wo sie mit ihren vierzehn Kindern, zwar unerwartet, aber doch herzlich bewillkommt, die Schwelle des väterlichen Hauses überschreitet.

Dort in Schirwindt verlebt sie einen traurigen Winter und einen bangen, schreckensreichen Frühling. Die Franzosen haben die Passargelinie längst überschritten und das Soult'sche und Murat'sche Corps stehen an der Alle, wo sie bei Heilsberg mit den Russen und einem Theil der preußischen Heerestrümmer unter Benningsen zusammentreffen. Es ist der 10. Juni 1807. Mit lautem Hurrah jagen die Towarczys-Schwadronen der Murat'schen Reiterei entgegen; ein kurzes hartes Ringen und die Franzosen erfahren, daß nicht immer der Sieg mit ihren Adlern ist: sie werden geworfen; und wenn die feindlichen Corps zuletzt auch das blutige Treffen gewinnen, so haben die preußischen Schwa-

dronen doch ihre alte Heldenzuversicht wiedergefunden und eine Ahnung dämmert auch in der Seele des letzten Reiters, daß der so blendend aufgegangene Stern des corsischen Emporkömmlings früh oder spät doch werde wieder erlöschen müssen. Manch ein Tapferer lag ausgestreckt auf dem von Pferdehufen durchwühlten Grunde. Unter den Gefallenen befand sich auch der Towarczysmajor von Gerhardt; man erkannte ihn an der Uniform und der Größe und Schwere seines mächtigen, starren Körpers; sein blonder Kopf war nicht mehr vorhanden: eine französische Paßkugel hatte ihn mit fortgerissen und in Atome zerschmettert.

In Schirwindt aber saß nun eine schwarz gekleidete Officierswittwe mit heißgeweinten, verschwollenen Augen und wenn eines ihrer kleinen Kinder sie fragte, wo denn der Vater wäre, dann deutete sie himmelwärts und sagte mit bebender Stimme: „Dort oben, um den anzuklagen, der in fluchwürdigem Größenwahn all dieses Unglück über uns gebracht hat.“ Ein Haß gegen den corsischen Menschenschlächter brannte in ihrem Herzen, der sich nie wieder dämpfen sollte; bis zu ihrem erst im Jahre 1853, in ihrem 87. Lebensjahre erfolgten Tod hat sie diesen Haß wie ein heiliges Vermächtniß treu bewahrt, ihn aber nie auf die französische Nation als solche übertragen, denn sie war eine vornehm denkende Frau und hatte bald Gelegenheit zu erfahren, daß auch unter der französischen Uniform edle, menschenfreundliche Herzen schlugen.

Am 7. Juli hatte Napoleon mit Rußland Frieden geschlossen; zwei Tage später war der Friedensabschluß mit dem von Rußland preisgegebenen und aufs Tiefste gedemüthigten Preußen zu Stande gekommen; es lag so wehrlos, fast so verächtlich, zu den Füßen des rohen, jeder edleren Regung unfähigen Ueberwinders, daß er in seinem Hochmuth wohl nicht an die Möglichkeit einer Wiederauferstehung dieses verstümmelten Volkscadavers gedacht hat. Der Marschall Ney hatte sein Hauptquartier in Schirwindt ge-

nommen. Dieser erst achtunddreißigjährige General, der Sohn eines schlichten Böttchers aus Saarlouis, den die Woge der großen Revolution überraschend schnell emporgetragen und der sich auf allen Schlachtfeldern unvergänglichen Ruhm gewonnen hatte, war von Gesinnung ein Edelmann in des Wortes bester Bedeutung. Kaum hatte er von den Verlusten erfahren, die meine arme Großmutter betroffen hatten, als er sich beeilte, ihr seinen Besuch zu machen und seine Dienste zur Verfügung zu stellen. „Den tapfern Gatten, Madame, kann ich Ihnen nicht wiedergeben, er ist gefallen auf dem Felde der Ehre; aber nicht will ich dulden, daß Ihnen polnische Bauernbanden Ihr Eigenthum entreißen; diese Rücksichtnahme schulde ich der verlassenen Witwe eines braven Kameraden, der mein ehrlicher Feind war." Sprach's und küßte ihr die Hand; dann schritt er sporenklirrend, mit ritterlichem Gruße, davon. Noch am selben Tage ließ er ein Cavallerie-Detachement aufsitzen, das den gemessenen Befehl hatte, nach Drohyczin zu eilen und von dort das zurückgelassene bewegliche Eigenthum der verwitweten preußischen Officiersdame auf Wagen mit heimzubringen. Die Entfernung betrug einige zwanzig geographische Meilen; die Expedition erforderte viele Leute und war anstrengend, zeitraubend und nicht ohne Gefahren; man mag daraus den Edelmuth ermessen, der den tapfern Marschall beseelte — wahrlich, Michel Ney, der spätere Fürst von der Moskwa, le brave des braves, wie ihn seit dem russischen Feldzuge jeder Soldat seines Heeres nannte, hätte ein besseres Los verdient, als acht Jahre später im Garten des Luxemburg zu Paris den Verbrechertod zu strerben!

Die menschenfreundliche That des Marschalls blieb leider ohne Folgen für meine arme Großmutter; der Führer des französischen Detachements brachte nur ein Schreiben des Drohycziner Bürgermeisters mit, in welchem der wohl heimlich mit den Polen sympathisirende Beamte erklärte: „er sei ohne alle Macht gegen die wüthenden Insurgenten-

hausen gewesen; diese wären in das Gerhardt'sche Schloß eingebrochen, hätten alles, was nicht niet- und nagelfest war, geplündert und dann den unbeweglichen Hausrath mit sammt dem Schlosse niedergebrannt." So waren alle Schätze an Leinen und Silber, die die flüchtige Frau hatte zurücklassen müssen, verloren gegangen; ja das Schloß selbst war dahin, und mit ihm jede Hoffnung auf Wiedergewinnung des kleinen Anwesens, in dem das Vermögen meiner Großeltern angelegt war. Bei dem allgemeinen Zusammenbruch des Vaterlandes verhallte ungehört der Klageruf einer verlassenen Witwe; irgend welche Entschädigung ist weder ihr, noch ihren Nachkommen jemals gewährt worden.

Ein letztes Besitzthum in ihrer Noth war ihr freilich noch geblieben: sie hatte einen Theil ihres Vermögens auf dem Rittergute Flatow stehen, — nicht hyothekarisch eingetragen, das wäre damals nicht Brauch gewesen, sondern als unverbrieftes Darlehen — das einem Bruder ihres gefallenen Gatten, dem Landschaftsrath von Gerhardt gehörte. Doch dieser war selber durch die Kriegslasten und die ungeheuren Ansprüche der französischen Einquartierung an den Rand des Verderbens gedrängt worden; er konnte seine ohne jede eigene Schuld zerrütteten Besitzungen nicht länger halten, trotz aller Indulte, die den Landwirthen damals bewilligt wurden. So mußte er sich in der nun folgenden traurigen Friedenszeit nach einem Käufer umsehen. Dem Prinzen August von Preußen, dem er den Erwerb der Flatow'schen Herrschaft hatte antragen lassen, schien die Sache nicht rentabel genug. Endlich ließ der König das gänzlich heruntergekommene Gut für eigene Rechnung ankaufen und heute noch bildet es einen werthvollen Theil des preußischen Kron-Fideicommisses. Auch dieses letzte Besitzthum der von Gerhardt'schen Familie war so in Folge des unglückseligen Krieges verloren gegangen und meine arme Großmutter rettete auch nicht einen Heller ihrer kleinen darauf geliehenen Capitalien.

Ihren Gatten und ihr Hab' und Gut hatte sie auf dem Altar des Vaterlandes geopfert — geopfert dem corsischen Moloch, der sie zur Witwe und zur Bettlerin gemacht hatte; aber noch immer war sie die ostpreußische Edelfrau, die ihre Pflichten kannte und dieselben, wenn auch zerrissenen Herzens, in stolzer Selbstverleugnung, treu erfüllen wollte. Noch waren ihr fünf inzwischen erwachsene Söhne geblieben; ohne zu zögern setzte sie alle diese Söhne ein in das ungleiche Kampfspiel zwischen dem brutalen Eroberer und unserem schwer geprüften königlichen Herrn. Sie wollte alles dahingeben, was sie besaß, alles bis auf das eigene nackte Leben, und wenn ihr auch diese fünf Söhne geschlachtet waren, dann wollte sie auch ihr Leben nicht schonen, sondern es preisgeben im Samariterdienste in den verseuchten Hospitälern. Die Söhne blieben ihr aber erhalten; im Jahre 1815 waren alle Fünf, mit ehrenvollen Wunden bedeckt, mit dem Eisernen Kreuze geschmückt, ins Vaterland zurückgekehrt. Einer dieser Fünf war mein Vater Leopold, der sich im 2. Westpreußischen Infanterie-Regimente (heutigem Grenadier-Regimente Wilhelm I.), in der Schlacht bei Großgörschen durchs Knie geschossen, das Kreuz geholt hatte. Ein anderer der Brüder erwarb das Kreuz erster Classe bei la Chaussée als Schwadronsführer im 1. Dragoner-Regiment. Philipp-Adam, der einst Junker in den Towarczys gewesen, den aber der König im August 1807 persönlich, als Auszeichnung für sein gutes Verhalten, von der Cavallerie in die Garde (ins heutige Erste Garde-Regiment zu Fuß) mit den Worten versetzt hatte: „Leider jetzt nicht oft vorgekommen, Pflicht bis in den Tod zu erfüllen, wie Ihr ehrenvoll gefallener Vater; nehme Sie deshalb in Meine Garde, als Beweis Meiner Anerkennung; Beispiel stets folgen; werde Ihnen auch ferner immer gewogen sein“ — Philipp-Adam holte sich das Eiserne Kreuz vor Paris. Er war ein Held, über den später noch Einiges mitgetheilt werden soll.

Die Towarczyswitwe, die abwechselnd in Schirwindt,

Gumbinnen und Königsberg lebte, war ihrem Hasse gegen Napoleon und ihrer Dankbarkeit gegen den edlen Marschall Ney treu geblieben. Da sie dem letzteren ihre Gesinnung nicht bethätigen konnte, so pflegte sie jeden armen erfrorenen Franzosen, der, im Winter 1812/13 aus der russischen Schneewüste in die Provinz Preußen zurückkehrend, ihr begegnete. Sie hatte selbst nicht viel und mußte sich und ihre Kinder mit Hilfe dürftiger Unterstützungen von Seiten ihrer Familie durchbringen; aber das Wenige, was sie hatte, theilte sie hochherzig mit den Jammergestalten, die als die Ueberbleibsel der großen französischen Armee an ihrer Wohnung vorüber hinkten, und wenn sie ihr letztes Brot einem dieser Unglücklichen brach, dann tönte es feierlich von ihren zuckenden Lippen: „Da, nimm, mein armer Menschenbruder! ich gebe es dir im Gedenken an deinen edlen Landsmann, den Marschall Ney; Gott segne ihn und züchtige euern Verführer, den corsischen Aasgeier, der so viel Unheil über uns alle gebracht hat!“ Ein Glück, daß die französischen Soldaten die Worte der Matrone nicht verstanden; aber sie verstanden ihre Barmherzigkeit und nahmen dankbar das Brot, das sie mit einem „Merci, Madame!“ heißhungrig verschlangen. So zahlte eine preußische Officierswitwe, die der Krieg zur Bettlerin gemacht hatte, das ritterliche Benehmen eines französischen Generals den unglücklichen Kindern Frankreichs zurück, und wenn einer dieser heimgekehrten Invaliden später seinem alten Mütterlein von der mildthätigen Witwe in Ostpreußen erzählt hat, dann sind vielleicht an der Garonne innige Dankgebete und heiße Segenswünsche für die brave menschenfreundliche Preußin am Pregel zum Himmel gestiegen. Aus den Flammen des Völkerhasses erhebt sich immer wieder der Phönix der Menschenliebe und der Versöhnung; aber nur die vornehmeren Naturen sehen ihn; den gemeinen bleibt er unerkennbar, und Wahn, Rohheit und Selbstüberschätzung schleppen immer wieder neue Scheiter in den chauvinistischen Brand.

Von Philipp-Adam, einem der Söhne des gefallenen Towarczys-Majors, der ganz besonders als ein Held bezeichnet wurde, soll kurz noch einiges berichtet werden. Nachdem er 1807 als blutjunger Bursch in die Garde versetzt worden war, machte er sämmtliche Märsche und Gefechte dieses neu errichteten Truppentheils mit. Am 23. December 1809, wiederum in einer denkwürdigen Weihnachtszeit, führte er den König, die Königin und die königliche Familie nach Berlin zurück. Er nahm dann 1813/15 an allen Gefechten und Schlachten theil, in denen das Erste Garde-Regiment zur Verwendung kam. In der Schlacht bei Paris trug er als Tirailleur-Officier wesentlich dazu bei, daß das Dorf Pantin von den französischen Garden gesäubert und so das Vorrücken unserer Colonnen gegen die Höhen von Romainville erleichtert wurde. Eine große Batterie überschüttete ihn und seine Leute von dort aus mit Kartätschen. Bereits zweimal verwundet, blieb er im Gefechte und ließ sich durch die Unterofficiere Niederhausen und Bosch dem Feinde entgegenführen. Die französischen Artilleristen wurden an den Geschützen mit den Bajonneten niedergestochen. Nun fegte feindliche Cavallerie herbei und ritt Philipp-Adams Tirailleure über den Haufen. Acht Kanonen blieben jedoch als Beute in seiner Gewalt. Man hatte ihn beim Angriffe durch die Reiterei fallen lassen und er war durch Pferdehufen aufs Neue schwer verletzt worden; nun ließ er sich endlich zurücktragen, nachdem noch durch den Major von Müffling ein Bataillon des 2. Garde-Regiments als Verstärkung herangeführt war. An seinen vielen Wunden lag er sechs Monate lang in der Kirche des Nonnenklosters Val-de-grace, wo außer ihm noch 150 andere Verwundete gepflegt wurden; französische Aerzte behandelten ihn; auch Professor Unger aus Berlin und der Leibarzt des Kaisers Alexander nahmen sich seiner an; sie erklärten ihn schließlich für vorläufig invalide, sprachen aber die Hoff-

nung aus, daß er im Laufe der Jahre und bei fortgesetztem Gebrauche entsprechender Bäder vielleicht völlig wiederhergestellt werden würde.

Nichtsdestoweniger nahm er am zweiten Ausmarsche des Regimentes, 1815, schon wiederum theil; der Kronprinz, der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV., commandirte damals das erste Bataillon des Ersten Garde-Regiments. Der König winkte den zusammengeschossenen Offizier, dessen Brust mehrere Orden schmückten und der noch immer stark hinkte, an sich heran und sagte freundlich: „Mit dem Marschieren, mein lieber Gerhardt, wird es wohl noch nicht recht gehen; ich ernenne Sie zum Fourier-Officier; reiten Sie voraus; machen Sie für Mich und das Bataillon immer gute Quartiere."

So erreichte Philipp-Adam von Gerhardt zum zweiten Male Paris und betheiligte sich am siegreichen Einzuge der Truppen.

Im Frieden commandirte er zuletzt ein Bataillon des 26. Infanterie-Regimentes, mußte aber endlich in Folge seiner schweren Wunden als Oberst den Abschied nehmen; heut schläft er längst den ewigen Schlaf. Leicht werden die Thaten der Ahnen durch die Ueberlieferung aufgebauscht und Soldatengeschichten haben oft nur die Glaubwürdigkeit von — Jagdgeschichten. Für den vorliegenden Fall ist daher vielleicht ein Zeugniß von Bedeutung, das der königliche Kreis-Physicus Dr. Eisfeld im Jahre 1867 über den Gesundheitszustand des alten invaliden Obersten auszustellen hatte. Hier der Wortlaut:

„Dem Herrn Oberst Philipp-Adam von Gerhardt, zuletzt im 26. Infanterie-Regiment, bezeuge ich auf Grund eigener Untersuchung, daß derselbe an seinem Körper eine Anzahl von Narben trägt, welche noch in seinen späten Lebenstagen für seine rühmliche Betheiligung an den Freiheitskriegen des preußischen Volkes ehrenvolles Zeugniß ablegen.

Diese Narben rühren von folgenden Verletzungen her:

1. Eine Hiebwunde über dem linken Auge, von der Augenbraue ausgehend und sich in die Stirn hineinziehend, hat nicht blos die äußeren Schädelbedeckungen verletzt, sondern auch in Folge der unvermeidlichen Erschütterung des Kopfes starkes Ohrensausen uud periodische Schwerhörigkeit auf dem linken Ohre hervorgerufen.

2. In Folge einer Contusion hat der ganze Brustkasten eine Verschiebung nach links erlitten, auch sind die Knorpel der falschen Rippen auf der linken Seite aufgetrieben und verknöchert, durch welche Deformitäten Brustbeklemmungen und Störungen in der Respirationsthätigkeit verursacht werden.

3. Der rechte Oberschenkel ist dicht über dem Knie von einer Schußwunde durchbohrt, welche Muskeln, Sehnen und Blutgefäße zerrissen und in weiterer Folge auch die linke Hüfte so in Mitleidenschaft gezogen hat, daß das Gehen wesentlich erschwert wird.

4. Am rechten Unterschenkel finden sich die Spuren einer ausgedehnten Zerreißung der Haut durch einen Granatsplitter. Endlich ist

5. auch noch der Mittelfinger der rechten Hand durch eine Gewehrkugel so beschädigt, daß er steif und unbrauchbar ist.

Alle Versuche und Bestrebungen der ärztlichen Kunst für diese mannigfachen, durch so zahlreiche Verwundungen hervorgerufenen und hartnäckig fortdauernden Beschwerden Abhilfe oder wenigstens Linderung zu schaffen, haben sich als nutzlos erwiesen. Es setzt gewiß ein nicht gewöhnliches Maß von Energie nnd Selbstverleugnung voraus, wenn der Herr Oberst von Gerhardt mit einem so beschädigten Körper nicht nur eine Reihe von Jahren noch dem Vaterlande active Dienste geleistet, sondern sogar noch während des Krieges von 1866, im hohen Alter von 76 Jahren, sich für Pflege und Fürsorge in den verschiedenen Lazarethen von Görlitz an durch Böhmen, Mähren bis über

Lundenburg hinaus thätig erwies. Für solche heldenhafte Aufopferung wurde dem bewährten Veteranen auch mündlich die huldreichste Anerkennung von Sr. Majestät dem Könige und Sr. königl. Hoheit dem Kronprinzen in Brünn öffentlich ausgesprochen.

Schleusingen, den 7. Juli 1867 gez. Dr. Eisfeld."

Aus solchem Holze schnitzt sich das Schicksal seine Helden! Ehre dem Andenken dieses tapfern einstigen Towarczys-Junkers!

Auch ihren Leopold, meinen Vater, hatte die alte Großmutter in Ostpreußen die Freude, glücklich und von schwerer Schußverwundung geheilt aus den Freiheitskämpfen zurückkehren zu sehen. Eine Gewehrkugel hatte ihm das Knie durchbohrt; man wollte ihm das Bein amputiren und erklärte ihm, daß, wenn er sich der Amputation nicht unterzöge, er dem Tode verfallen sei. Doch er verweigerte seine Zustimmung und wollte lieber sterben, als in jungen Jahren schon zum Krüppel werden. Da nahm sich des siebzehnjährigen Officiers ein gefangener französischer Arzt an und stellte ihn durch allerpeinlichste und geschickteste Pflege binnen dreien Monden wieder her. Von jener Zeit an bewahrte mein Vater der französischen Nation und besonders den Ärzten derselben die allergrößte Hochachtung; er duldete nie, daß wir Kinder geringschätzig und lieblos von unsern westlichen Nachbarn redeten. Im Jahre 1848 focht mein Vater als Major gegen die polnischen Insurgenten; zwei Jahre später übernahm er das Commando einer schleswig-holstein'schen Brigade im Kampfe wieder die Dänen und wurde als Generalmajor in der Schlacht bei Idstedt, im Juli 1850, zum zweiten Male durch einen Streifschuß leicht verwundet.

Wenn der Weihnachtstag herangekommen war, dann fuhr regelmäßig vor unserem Hause die Packetpost vor und brachte ein viereckiges Holzkistchen aus Insterburg, dem letzten Wohnorte der alten Großmutter. Wir Kinder wußten, was in dem

Kistchen enthalten war, und begriffen gar nicht, warum es der Vater nicht sofort öffnete, sondern immer erst die Mutter rief und mit dieser gemeinsam den mit der Kiste angekommenen, in großen, steifen, kritzlichen Zügen geschriebenen Brief feierlich durchstudirte. Wir konnten bemerken, wie ihm beim Lesen die Augen feucht wurden, und ahnten nun, daß ihm der Brief der alten Dame das Herz noch tiefer bewegte, als das Königsberger Marzipan, das sie mit ihren greisen Händen selbst gebacken hatte. Endlich steckte er den Brief langsam in seine Tasche und wandte sich dann mit unsicherer Stimme an uns:

„Kinder, die alte Großmama läßt euch grüßen; ihr sollt, wenn ihr das Marzipan verzehrt, ihrer freundlich gedenken. Schätze könne sie euch nicht spenden; sie wäre eine durch den Krieg gänzlich ausgeplünderte alte Frau; sie läßt euch aber sagen, daß ihr nun doppelt verpflichtet seid, allzeit treu zum Könige und Vaterlande zu stehen; ein Edelmann schulde beiden nicht nur Hab und Gut, sondern auch sein Leben.“

So lautete die stehende Weihnachts-Ermahnung von den Lippen des Vaters. Dann erst durften wir an den brennenden Christbaum treten und auch von dem Marzipan naschen, das die alte hochherzige Towarczys-Witwe gebacken hatte.



Adel, Clerus und Hof in Frankreich vor der Revolution.

Von Eduard Ritter.

Nachdem das französische Volk von despotischen Königen und übermüthigen Adeligen, von einer bestechlichen Bureaukratie und einer sittenlosen Clerisei lange genug gemißhandelt und ausgesogen worden war, verlor es eines Tages die Geduld, erhob sich gegen seine Peiniger, schüttelte das Joch ab, und benahm sich im ungewohnten Zustande der neuen Freiheit ein wenig ungeberdig. So ungefähr stellen sich Unzählige die französische Revolution noch heute vor. Die Ansicht ist einfach und leicht verständlich; aber eben dies erweckt Mißtrauen gegen ihre Richtigkeit. Denn ein Volk von 24 Millionen — so viel Einwohner zählte Frankreich im vorigen Jahrhundert — ist ein verwickeltes Wesen, und seine Thaten und Schicksale sind niemals leicht zu verstehen. Die Quellenforschung unserer Tage hat Massen von Urkunden aus den Revolutionsjahren und aus der vorhergehenden Zeit zu Tage gefördert, welche die merkwürdigsten Widersprüche enthalten, und die zu lösen auch der glänzenden Darstellung Taine's nicht völlig gelungen ist Daß jedoch den drei in der Ueberschrift genannten Bestandtheilen der vorrevolutionären Gesellschaft die Hauptschuld der großen Umwälzung beizumessen sei, kann auch er nicht bestreiten; nur sieht bei ihm diese Schuld ein wenig anders aus, als man sie sich gewöhnlich vorstellt. Mit Hilfe des Materials, das Taine und andere neuere Gesichtsforscher gesammelt haben, versuchen wir ein Miniaturbildchen dieses Theils der damaligen französischen Gesellschaft zu entwerfen.

Das Unglück — dieses ist der Hauptgedanke Taine's — bestand nicht in dem großen Besitz und den Vorrechten

der privilegirten Stände, sondern darin, daß sie aufgehört hatten, dem Staate, dem Volke die entsprechenden Dienste zu leisten. Der eigentlich Schuldige aber war der König, und zwar, um es ganz genau auszudrücken, Ludwig XIV., der nicht allein für seine Person die Pflichten gegen das Volk vernachlässigte, sondern auch Adel und Clerus hinderte, die ihrigen zu erfüllen, der solchergestalt die ganze Staatsverwaltung lähmte und in Verwirrung brachte, und seine Nachfolger in eine falsche Bahn hineindrängte.

Vom französischen Grund und Boden gehörte um 1750 ein Fünftel der Krone und den Gemeinden, ein Fünftel den Stadtbürgern, ein Fünftel den Bauern, ein Fünftel dem Clerus. Der Adel zählte 140.000 Familien, der Clerus 130.000 Köpfe (Im Jahre 1866 gab es in Frankreich auf 38 Millionen Einwohner 155.900 Weltgeistliche, Mönche und Nonnen). Die Grundstücke brachten dem Clerus 80—100, der Zehnten 123 Millionen, so daß sich sein Einkommen auf etwa 220 Millionen belief, was auf den Kopf 1700 Frcs macht. Das würde heutzutage ein sehr ärmliches Einkommen sein, war aber beim damaligen Geldwerth ein sehr anständiges, wenn auch an sich noch nicht unangemessen. Unangemessen wurde es erst durch die ungerechte Vertheilung. Während Prälaten, die gar nicht daran dachten, irgend eine priesterliche Verrichtung auszuüben, wie der Erzbischof von Straßburg, Cardinal Rohan, eine Million und mehr bezogen, mußten die Pfarrer Hunger leiden. Unter den Adeligen waren natürlich die Prinzen von Geblüt die reichsten. Sie nahmen zusammen 25 Millionen ein, wovon auf den Herzog von Orleans allein 11½ Millionen entfielen.

Und diese zwei Fünftel waren frei von der Taille (Grundsteuer). Zur Zahlung der Kopfsteuer, der fünfprocentigen Einkommensteuer waren sie zwar gesetzlich verpflichtet, aber sie wußten sich dieser Verpflichtung zu entziehen, die Geistlichen auf dem Wege des corporativen Widerstandes, die Adeligen durch private Verbindungen. „Ihr empfind-

sames Herz," schreibt ein Edelmann an den Intendanten (der etwa einem preußischen Regierungspräsidenten entsprach), „wird niemals zugeben, daß ein Mann von meinem Range nach demselben Maßstabe besteuert werde wie ein Bürgerlicher." Dazu waren der Adelige, seine Leute und die Leute seiner Leute frei vom Militärdienst, von Einquartierung, Staats- und Gemeindefrohnden (z. B. bei Straßenbauten).

Und die Leistungen, mit denen der Privilegirte das Gemeinwesen für die ihm gewährten reichlichen Einkünfte und Vorrechte ehedem entschädigt hatte, auf die aber näher einzugehen der Raum verbietet, waren größtentheils weggefallen. Sehen wir ein wenig, wie es die Herren trieben, und beginnen wir mit den Adeligen.

Es gab ihrer noch von altem Schrot und Korn. Solche waren z. B. die Mirabeaus: Großvater, Vater und Oheim des berühmten Revolutionsmannes. Der Großvater lebte, nachdem er sich im Kriege ausgezeichnet hatte, auf seinem Schloß Mirabeau in der Provence.

Er hatte furchtbare Verletzungen davongetragen, und mußte, um sein Kinn zu stützen, einen silbernen Halskragen anlegen, weshalb seine Bauern ihn Col d'argent nannten. Das Gegentheil von einem Höfling und mit der Sprache immer gerade heraus, brachte er es nur bis zum Obersten. „Hätte ich," sagte er einmal dem an sklavische Schmeicheleien gewöhnten Ludwig XIV., „wie Ihr und Eure Höflinge am Hofe mit Dirnen gelebt, so würde ich weniger Wunden haben und weiter avancirt sein." Wild und trotzig setzte er in seinem Bereich stets seinen Willen durch, aber großmüthig und warmherzig verschenkte er sein Eigenthum und sorgte väterlich für seine Leute. Seine Officierspension vertheilte er unter sechs verwundete Hauptleute seines Regiments. Er verwandte sich für arme Proceßführende und verjagte aus seinem Bezirk die Unheil anrichtenden Winkeladvokaten. Seine Leute beschützte er gegen jedermann, selbst gegen den König. Als einst Tabakschnüffler seines Pfarrers Haus durchsucht

hatten, verfolgte er sie zu Pferde. Sie entkamen ihm, aber er drohte, alle Accisebeamten ins Wasser zu werfen, wenn ihm nicht durch Absetzung der seiner Ansicht nach Schuldigen Genugthuung gewährt werde, und er setzte die Genugthuung durch. Er ließ wüste Landstrecken urbar machen, commandierte dabei seine Bauern in eigener Person, trotz seiner Wunden Wind und Wetter nicht scheuend, und gab ihnen die gewonnenen, sorgfältig mit Oliven u. s. w. bepflanzten und ummauerten Grundstücke auf 100 Jahre in Pacht. Einer seiner Söhne erinnerte sich noch im Alter daran, wie ihm als Knaben der Vater einmal einen Fußtritt versetzt habe, weil er aus Versehen einem grüßenden Bauer nicht gedankt hatte. Auch sonst gab es noch Grandseigneurs, die ihre Güter selbst bewirthschafteten und ein patriarchalisches Regiment führten. Der Herzog von Harcourt in der Normandie war ein milder Herr und pflegte die Streitigkeiten seiner Bauern zu schlichten, damit sie nicht in Processen Geld verzettelten. Der Herzog von Larochefoucauld-Liancourt machte seinen Besitz, ebenfalls in der Normandie, zu einer Musterwirthschaft, führte die Leinen- und Baumwollweberei ein, gründete Schulen und beförderte alle gemeinnützigen Anstalten. Bei manchen Gutsherren hatte sich der alte schöne Brauch erhalten, daß bei der Taufe eines Sohnes der erste beste Bettler in die Schloßkapelle gerufen wurde, um Pathen zu stehen, damit der Getaufte sein Leben lang dessen eingedenk bliebe, daß die Armen seine Brüder seien. Ueber eine Herrschaft in der Normandie schreibt einer der Mirabeaus: „Der Herr hat 25—30 kleine Halbpächter, mit denen er den Ertrag theilt. Er besucht sie fleißig, plaudert mit ihnen über Wirthschaftsangelegenheiten, beehrt die Hochzeiten und Kindstaufen mit seiner Gegenwart und trinkt mit den Gästen. Sonntags gibts ein Tänzchen im Schloßhofe, an dem sich die Schloßdamen betheiligen."

Vor Ludwig XIV., schreibt der Marquis von Mirabeau, war es überall so. „Der Adel führte ein rauhes, heiteres

Leben in freier Natur, verursachte dem Staate wenig Kosten und brachte ihm dadurch, daß er seine Güter bewirthschaftete und sich um seinen Dünger kümmerte, mehr ein, als wir ihm heute mit unserem feinen Geschmack, unserer Literatur, unsrer Kolik und Migräne einbringen. Die Bauern waren förmlich erpicht darauf, ihren Herren Geschenke zu machen. Diese Gewohnheit hat überall aufgehört, und zwar mit Recht. Die Gutsherren sind den Leuten zu nichts mehr nütze. Der Besitzer weilt in der Ferne, drum plündert ihn alle Welt, und ihm geschieht Recht damit."

Im letzten Satze ist die verhängnißvolle Wandlung angedeutet, die des vierzehnten Ludwig Herrschsucht und Eitelkeit zu Wege brachten. Theils um die letzten Reste gutsherrlicher Selbständigkeit zu brechen, und die von Richelieu eingerichtete bureaukratische Verwaltung vollends durchzuführen, theils um die Blüthe des französischen Volkes zur Verherrlichung seiner eigenen Person zu verwenden, zog er den Adel an seinen Hof. Wer nicht in Ungnade fallen, wer ein Amt erlangen wollte, der mußte mit seinem Staatskleide des Königs Vorzimmer schmücken. Nur wenige vom großen und mittleren Adel und der kleine Adel blieb auf dem Lande zurück.

Dieser kleine Adel konnte nun nichts mehr nützen. Er bestand, wie überall, wo die Güter mehrere Generationen hindurch unter viele Kinder getheilt werden, die nichts hinzu erwerben, aus hungerleidigen Krautjunkern. Kellerratten nennt sie Chateaubriand. „Alle meine Ahnen," sagt wenig ehrerbietig der große Romantiker, „waren Trunkenbolde und Hasenprügler. Mein Großvater hinterließ 5000 Frcs. Rente, von denen der älteste Sohn 3334 bekam, und in die übrigen 1666 hatten sich die drei jüngeren zu theilen." Nicht selten kam es bei diesem Betteladel vor, daß das ganze Vermögen, in welches sich vier bis sechs Kinder theilen sollten, in einem Taubenschlage, einem Hunde, einer Flinte und einem Kaninchen bestand. Einen ehrlichen Verdienst im Handel oder Gewerbe

zu suchen, dazu dünkten sich diese großmächtigen Herren vom Taubenschlag zu gut. Sparsame Bauern kauften den verschuldeten und stets geldbedürftigen Seigneurs einen Morgen Acker nach dem andern ab, so daß kurz vor Ausbruch der Revolution das Bauerland von einem Fünftel der Gesamntfläche schon auf ein Viertel angewachsen war.

Blieben nun auch einige größere Edelleute auf ihren Höfen wohnen, so konnten sie doch keine gemeinnützige Thätigkeit mehr entfalten. Die ganze Verwaltung war, wie Mirabeau sagt, „in die Hände von Flegeln und Federfuchsern übergegangen und ein so gemeines pedantisches Geschäft geworden," daß der richtige Edelmann sie nicht mehr anrühren mochte, wenn er auch gekonnt hätte. Er konnte aber nicht; nur eine sehr beschränkte Polizeigewalt und Dominialgerichtsbarkeit wurde ihm noch zugestanden. Im übrigen war er schon froh, wenn er sich selbst der Erpressungen des Fiscus einigermaßen erwehrte, die Bauern zu schützen vermochte er nicht. Nicht einmal eine gemeinsame Beschwerde gegen unzweckmäßige Regierungsmaßregeln durften die Edelleute einer Provinz einreichen. In der Normandie wurden 1772 die 25 Edelleute verhaftet, die es gewagt hatten, eine Petition zu unterschreiben. Jede körperschaftliche Verbindung war ihnen strengstens untersagt, und selbst zu hergebrachten gemeinsamen Festen mußten sie jedesmal die Erlaubniß der Behörden einholen. Von ihren alten Feudalrechten war ihnen eigentlich nur eines unverkürzt geblieben, das Jagdrecht, und davon machten viele leider einen barbarischen Gebrauch. Die alten grausamen mittelalterlichen Jagdgesetze wurden mit schonungsloser Härte angewendet, und nicht wenige Frauen und Kinder hatten den Verlust ihrer Gatten und Väter zu beklagen, die in der Vertheidigung ihrer Ernte gegen die darüber hinrasende wilde Jagd gefallen waren. Seine Aecker und Gärten einzuhegen, war dem Bauer untersagt. Die eine Hälfte seiner Saat mußte er vom Wilde fressen, die andere von den Hufen herrschaft-

licher Jagdpferde zerstampfen lassen und konnte schon froh sein, wenn er bei der Ackerarbeit nicht überritten oder erschossen wurde. Solches begegnete auch dem freien Bauer. Bei den herrschaftlichen Bauern hatte zwar die Leibeigenschaft aufgehört, aber deren Ueberreste, Zinsen und Frohnden, boten den Verwaltern und den noch schlimmeren Gutspächtern und Landwucherern Handhaben genug dar, in Abwesenheit des Herrn dessen Leute auszusaugen.

Beim Clerus ist zu unterscheiden zwischen Prälaten einerseits und den Pfarrern und Mönchen anderseits. Die Pfarrer lebten größtentheils im Elend. Die einen waren auf Zehnten und andre Naturalabgaben angewiesen, und anstatt ihren armen Pfarrkindern in der Noth helfen zu können, mußten sie oft mit ihnen um ihr bischen Brotkorn und um ein Paar Scheffel Erbsen processiren. Andere bezogen festen Gehalt, aber meistens nicht mehr als 400—500 Francs, wovon sie oft noch 60—160 Francs Steuer zu entrichten hatten. „Wir Unglücklichen," schreibt einer von ihnen, „die Steine und Sparren unserer elenden Wohnungen hallen wider von unsern Klagen! Anstatt auf diese zu hören, wird uns der Prälat vielleicht noch einen Proceß anhängen, weil wir uns aus seinem Walde einen Stecken geholt haben zur Stütze auf unsern meilenweiten amtlichen Gängen. Kommt er daher gefahren, und man hat das Unglück ihm zu begegnen, dann hat man die Wahl, ob man mit Gefahr des Absturzes an der Böschung kleben, oder von den Wagenrädern und der Peitsche eines unverschämten Kutschers getroffen werden will. Den Hut in der einen, den Stab in der andern Hand, hat man ihn durch das Fenster seiner vergoldeten Carosse hindurch demüthig zu begrüßen, den Kirchengewaltigen, der auf der Wolle der Herde schnarcht und in ihrem Fette schwelgt, während dem Hirten nur der Koth bleibt."

Die Prälaturen waren den Sprößlingen des hohen Adels, seit Ludwig XIV. muß man sagen, des Hofadels

vorbehalten. Wie überall in der Feudalzeit und in der englischen Hochkirche heute noch, galt die Kirche, d. h. in diesem Zusammenhange die hohe Prälatur sammt den Stiften, als die Versorgungsanstalt für nachgeborene Söhne und ledige Töchter der Aristokratie. Bei den Herzögen von Larochefoucauld war es Familientradition, daß immer nur ein Sohn heiraten durfte, die übrigen Söhne mußten geistlich werden und die Töchter in ein Damenstift eintreten; so blieb das Stammvermögen beisammen. Der König verschenkte die Pfründen an Günstlinge, und zwar gewöhnlich mehrere an einen. Außer seiner Hauptpfründe, einem Bisthum oder einer Abtei, bekam so ein Herr gewöhnlich noch ein Canonicat oder eine Stiftsherrnstelle und einige einfache Beneficien. (So werden die an größeren Kirchen ehedem zahlreichen Aemtchen genannt, auf denen keinerlei Seelsorgsverpflichtung lastet.) Einem adeligen Abbé eine Pfarre anzubieten, würde eine Beleidigung gewesen sein.

Während die Prälaten, die ebenfalls gewöhnlich am Hofe weilten und nur der Jagd oder sonstiger ländlicher Vergnügungen wegen zuweilen ihre Residenzen heimsuchten, mit dem weltlichen Adel in Luxus und Verschwendung wetteiferten, ihre Amtspflichten aber wie ihre Landgüter gleicherweise vernachlässigten, erfüllten die residirenden Stiftsgeistlichen und die Mönche im Allgemeinen sowohl ihre geistlichen wie ihre wirthschaftlichen und sozialen Pflichten. Wandelte man durch die Gefilde einer Abtei, so fiel einem gewöhnlich der große Unterschied auf zwischen den wohlangebauten Aeckern, den sorgfältig gepflegten Gemüse-, Obst- und Weingärten auf der einen, und dem wüsten Lande auf der andern Seite. Erkundigte man sich nach der Ursache dieser auffälligen Erscheinung, so erfuhr man, daß der gut gehaltene Theil den Mönchen, das übrige dem Abte gehörte. Nur die Mauriner-Congregationen, deren unsterbliche Verdienste um die Geschichtswissenschaft auch

von allen gelehrten Protestanten uneingeschränkt anerkannt werden, durften sich rühmen, daß bei ihnen sogar die Aebte der Ordensregel treu blieben; deren Pfründen sind niemals dazu gemißbraucht worden, den Müßiggang liederlicher Höflinge zu bezahlen. Die Mönche und die residirenden unter den Stiftsherrn pflegten sich nicht allein durch gute Wirthschaft, sondern auch als Wohlthäter der Umgegend auszuzeichnen. So z. B. bezahlten die Augustiner zu Montmorillon in Pretou bei der Geburt des ersten Sohnes Ludwigs XIV. für 19 arme Familien die Steuern und sonstigen öffentlichen Leistungen. Als 1781 in der Provence ein Unwetter die Wein- und Olivenernte vernichtete, waren es die Dominikaner von Saint-Maximin, die ihren ganzen Bezirk ernährten. Die Karthäuser zu Paris vertheilten wöchentlich 18 Centner Brot an die Armen. In dem harten Winter von 1784—85 vermehrten alle klösterlichen Genossenschaften ihre Spenden und legten sich, um den erhöhten Anforderungen Genüge leisten zu können, harte Entbehrungen auf. Dafür gingen dann, als 1789 die Aufhebung der Orden in Frage kam, zahlreiche Bittschreiben und Proteste gegen diese Maßregel bei der Nationalversammlung ein. 1700 Familien zu Chateau-Cambrésis bitten um Erhaltung der würdigen Mönche von Saint-André, „ihrer Väter und Wohlthäter, von denen sie in schlimmen Zeiten ernährt worden sind.“ Die Bewohner von Saint-Savin (Pyrenäen) schreiben „thränenden Auges,“ welche Bestürzung sie empfunden hätten bei der Nachricht, daß ihre Benediktinerabtei, die einzige Wohlthätigkeitsanstalt der armen Landschaft, aufgehoben werden solle. Die Honoratioren von Sierk bei Thionville berichten, das Karthäuserkloster sei für die ganze Gegend die wahre Arche des Herrn, die einzige Zufluchtstätte für mehr als 1000 arme Menschen. Im letzten Jahre hätten die Mönche ihr Getreide um 16 Francs unter dem Marktpreise verkauft. Die Domherren von Domièvre (Lothringen) speisten zweimal wöchentlich je 60 Personen. Einer von

ihnen, Saintignon, bezog eine Pension für besondere dem Staate geleistete Dienste und hatte ein Gesammteinkommen von 28000 Francs. Aber er verbrauchte für sich nur 5000, und verwendete die übrigen 23000 auf wohlthätige Zwecke. In einer Petition für diese Stiftsherrn heißt es, man müsse sie schon aus Mitleid mit den Armen verschonen, deren Elend sonst grenzenlos sein würde; „wo es weder Klöster noch Stiftsherrn gibt, da schreit das Elend zum Himmel.“ Taine ist denn auch der Ansicht, daß die Aufhebung der kirchlichen Körperschaften der Hauptsache nach eine Beraubung der Armen und auch sonst ein Nationalunglück gewesen sei. Anstatt sie aufzuheben, hätte man sie reformiren sollen, wo es erforderlich schien; die Aufhebung sei, gleich so vielen andern verderblichen Maßregeln, von den jacobinischen Schreiern gegen den Willen des Volkes durchgesetzt worden.

Die Reform hätte zunächst darin bestehen müssen, daß die Adeligen auf ihre Güter und die Prälaten in ihre Residenzen zurückgeschickt worden wären, mit anderen Worten, der Hof hätte aufgelöst werden sollen. Nicht genug, daß der Hofadel seine eignen Einkünfte in Paris verpraßte, die ihrer ursprünglichen Bestimmung nach eine Entschädigung für die Arbeiten der Localregierung sein und an Ort und Stelle zur Befruchtung der Provinz ausgegeben werden sollten, half er auch noch dem Könige und den Hofschranzen die dem Volke ausgepreßten Steuern durchbringen. Die Hofämter waren natürlich sämmtlich Sinecuren, und auch jene Diener, welche die wirkliche Arbeit zu verrichten hatten, machten sie sich möglichst leicht und stahlen dabei mit den Herren Hofbeamten um die Wette. Der erste Küchenmeister wußte sich außer Gehalt und Livréegeld über 80000 Frcs. Nebeneinnahmen zu verschaffen, was aber sein aus 295 Köpfen bestehender Stab verbrauchte und zusammenstahl, das hat Niemand berechnet. Die Oberkammerfrauen der Königin bezogen je 12000 Frcs. Gehalt, brachten es aber

auf 50000, angeblich durch den Verkauf von Kerzenresten, die sehr hoch im Preise gestanden haben müssen. Der Geheimsecretär Augeard bezog nominell 900 Frcs. Gehalt, stand sich aber in Wirklichkeit auf 200000. Jeder Umzug des Hofes aus einem Schlosse in's andere wurde als Vorwand benützt, durch Liquidation hoher Umzugskosten den Staat zu bestehlen. Jede Kammerfrau erhielt jährlich 2000 Frcs. auf Milchkaffee und Brötchen. Die Gouvernante, Madame Taillard, bekommt bei jedem neuen Kinde 35000 Frcs. Zulage und bringt es auf 115000 Frcs. Madame de Lamballe, Superintendentin des königlichen Hauses, steht im Hofalmanach mit 6000 Frcs. verzeichnet, schlägt aber 150000 heraus. Zu einer Zeit, wo die verabschiedeten Officiere seit zwei Jahren keine Pension mehr bekommen hatten, wurden einmal in einer einzigen Woche 125000 Frcs. Pensionen an Hofdamen ausgezahlt. Die schlimmsten Blutegel waren natürlich die Prinzen; für den Prinzen Conti bezahlte der König einmal anderthalb Millionen Schulden. Wie alle Leute, die nicht arbeiten, hatten die Herren und Damen am Hofe keinen Begriff von dem Werthe des Geldes und wußten nicht mit Gelde umzugehen. Je mehr sie einnahmen, desto schlechter kamen sie aus. Ein Fürst Guéméné fallirte mit 35 Millionen; seine Frau schuldete allein ihrem Schuhmacher 60000 Frcs. „Früher oder später“, so droht schon 1764 das Parlament von Dijon in einer Beschwerdeschrift, „wird das Volk erfahren, daß die Steuererträge an unwürdige Höflinge verschleudert werden.“

Seit den Tagen der Cäsaren, sagt Taine, hatte kein menschliches Wesen so viel Raum eingenommen, wie Ludwig XIV. und seine Nachfolger. Wer den Pomp von Versailles nicht gesehen hat, schreibt Chateaubriand, hat gar nichts gesehen. Das Aufstehen des Königs aus dem Bett, sein Lever, war ein Schauspiel in fünf Aufzügen, (einer davon bestand im Wechsel des Hemdes), bei dem mehrere Dutzend Per-

sonen mitwirkten und welches täglich schauen zu dürfen mehrere hundert der vornehmsten Männer des Königreichs sich glücklich schätzten; seine Beschreibung würde uns zehn Seiten wegnehmen. Jede Ausfahrt mit dem Vortrab und Gefolge von Läufern, Musikern, Hofbeamten und Garden in bunten Uniformen war ein Feenmärchen. Die Leibgarden, die bloß zum Staate dienten, verschlangen noch nach der ersten Einschränkung im Jahre 1776 jährlich über 7 Millionen. Zahllos waren die Beamten für die Tafel, für die Kapelle, für die Bibliothek des Königs und für den Leibdienst. Da gab es außer den Kämmerern und Großkämmerern, den Pagen, Kammerdienern, Barbieren, Garderobenwärtern, Aufsehern für Schneider und Wäscherinnen u. s. w. einige Herren, die den König zu kämmen, andere die ihn zu waschen, andere, die ihn abzutrocknen hatten. Einer hatte das frische Hemd zu überreichen, einer es über den Kopf zu halten, einer den rechten, einer den linken Ärmel über den Arm zu ziehen; einer die Kravatte zu binden; einige waren angestellt, die Windspiele im Zimmer zu überwachen, andere, die Kugeln zum Maillespiel herbeizuholen. Zwei Herren erschienen jeden Morgen in sammtenen Prachtgewändern, den Degen an der Seite, um den Inhalt des Allerhöchsten Nachtstuhls zu prüfen und zu entleeren; sie waren die einzigen Menschen am Hofe, von denen man sagen konnte, daß sie sich ihren Gehalt — er betrug 20000 Frcs. für jeden — einigermaßen verdienten. Die Gesammtkosten des königlichen Haushalts beliefen sich auf 40—45 Millionen, ohne die Geschenke, die Aemterverschleuderung und die Kosten der Hof- und Haushaltung der Prinzen und der übrigen Würdenträger, deren jeder, nachdem er einige Stunden des Tages den Glanz des Königs vermehrt hatte, daheim diesen mit ähnlicher Glanzentfaltung nachäffte.

In der Provinz wiederholt sich das Schauspiel bei den Statthaltern, die nur Figuranten und Müßiggänger

sind, da die Arbeit von den Unterbeamten gemacht wird. Die Statthalter beziehen 35000—160000 Frcs., obwohl sie schlechterdings nichts zu thun haben als Diners und Bälle zu geben. Natürlich haben die geistlichen unter den Herren des Hofes für wohlthätige Zwecke kein Geld übrig. Auch wenn sie, wie der Abt von Bernay, 57000 Frcs. beziehen, verabreichen sie dem Pfarrer, der in ihrem Stiftsdorfe die Seelsorge versieht, zur Noth den kargen Lebensunterhalt. Ein Pfarrer erzählt: „In meinem Sprengel gibt es sechs einfache Beneficien, die zusammen 9000 Frcs. abwerfen, deren Inhaber aber stets abwesend sind. Voriges Jahr habe ich sie in den rührendsten Ausdrücken gebeten, zur Linderung der Noth eine Gabe zu spenden. Nur einer davon hat etwas geschickt, es waren zwei Louisd'or, die andern haben gar nicht erst geantwortet." Gleich den weltlichen steckten auch die geistlichen Seigneurs bis über die Ohren in Schulden. „Herr Erzbischof," sagte Ludwig XIV. eines Tags zum Herrn von Dillon, „Sie sollen Schulden haben, viel Schulden." „Sire," erwiderte der Angeredete, „ich werde meinen Intendanten fragen und Ihnen dann Bericht erstatten." „Herr von Dillon," sagte der König ein andermal, „Sie jagen fleißig; wie wollen Sie da Ihren Pfarrern die Jagd verbieten?" Antwort: „Sire, wenn meine Pfarrer jagen, so sind sie selbst die Schuldigen; wenn ich dagegen jage, so sind meine Ahnen schuld."

Der Steuerdruck, der für diese liederliche Wirthschaft die Mittel zu beschaffen hatte, wirkte um so verderblicher, als er fast ausschließlich auf dem dritten Stande lastete, und als die Steuerpächter und Finanzbeamten ihre Stellung zu eigener Bereicherung mißbrauchten, daher so rücksichtslos wie möglich verfuhren. Solche Bauern, die etwas vor sich brachten, gingen in Lumpen, ließen ihre Wohnungen verfallen und verbargen ihr Geld, wie ihre Vorräthe, denn, sagten sie, wenn der Steuereinnehmer merkt, daß wir etwas besitzen, so sind wir verloren! In manchen Gegenden hörte

der Ackerbau ganz auf; die zu Grunde gerichteten Bauern zogen als Vagabunden oder zu förmlichen Räuberbanden organisirt durchs Land; an der Grenze betrieben sie den Schmuggel, der noch das einträglichste Geschäft war. So fanden später die Schreckensmänner ihre Armee fertig vor.

Dies also war die Lage: der Hof, das Haupt, hatte sich vollgesogen und den Leib, das Land, blutleer und halb todt gelassen. Schon dem flüchtigen Blick des Reisenden zeigte sich dieses Mißverhältniß; während er in der Provinz meilenweit auf der Landstraße wandern konnte, ohne einem Wagen zu begegnen, bewegten sich auf der Straße zwischen Paris und Versailles von früh bis Abends zwei ununterbrochene Reihen von Karossen hin und her. Unter dem Blut, das Versailles an sich gezogen hatte, ist aber zweierlei zu verstehen: der materielle und der geistige Reichthum des Landes, das Geld und der Geist, und was das schlimmste war, den Geist hatte Versailles verdorben.

Der dortige Hof selbst allerdings war weit entfernt davon, diese Verderbniß zu bemerken; vielmehr lebte er der Ueberzeugung, daß in ihm der Menschengeist seine höchste, prachtvollste und unübertreffliche Blüthe entfaltet habe. Und der blendende Schein vermochte wirklich sogar scharfsinnige Beobachter zu täuschen. Dieser Hof war ein Kunstwerk, und jede der etwa 2000 Personen, die ihn ausmachten, war wiederum ein kleines Kunstwerk für sich. Kleidung, Bewegung, Miene und Sprache bildeten ein, wie man heute sagen würde, stilvolles Ganzes, wie anderseits wieder dieses ganze Gewoge bunter, reich gestickter Galafräcke, wallender Federn und bauschender Reifröcke im Rahmen der goldstrotzenden Spiegelsäle oder auf den Terrassen und Rasenteppichen von Versailles ein Bild von vollendeter Harmonie darbot. Bei der Jugenderziehung war der Tanzmeister die wichtigste Persönlichkeit. Einem solchen überreichte einst seine vornehme Schülerin eine Anweisung auf eine glänzende Pension. Er wies sie zunächst zurück und tadelte streng den Mangel an

Rundung in der Armbewegung bei der Uebergabe. Erst, nachdem der Act des Ueberreichens zu seiner Zufriedenheit ausgefallen war, geruhte er das kostbare Geschenk aus der schönen Hand anzunehmen. Die Kunst der leichten, heitern Plauderei, die mit Witzworten, Citaten und improvisirten Versen spielend, von einem Gegenstande zum andern hüpft, ohne je einen zu erschöpfen, diese Kunst geistreicher Unterhaltung, die den Franzosen von jeher leichter geworden ist als uns schwerfälligen Deutschen, ward am Hofe des ancien régime zur Virtuosität ausgebildet. Sie bildete den Hauptbestandtheil der allgemeinen Kunst des savoir vivre, des höchsten und feinsten Lebensgenusses, des einzigen Gegenstandes, der jener Gesellschaft eines ernsten Studiums werth erschien. Ein vortreffliches Charakterbildchen daraus ist die Zeichnung, welche die Großmutter der George Sand von ihrem Gemahl entwirft. „Damals," sagte sie zu ihrer Enkelin, „war man niemals alt; erst die Revolution hat uns das Greisenthum gebracht. Dein Großvater war schön, elegant, parfümirt, gewählt im Anzuge, anmuthig, heiter, liebenswürdig, gleichmüthig bis zu seinem Tode. Man verstand damals zu leben und auch zu sterben. Hatte man die Gicht, so schnitt man keine Grimassen; man verbiß seinen Schmerz und schritt einher, ohne etwas merken zu lassen. Kein ernstes Geschäft belastete das Gemüth und machte den Geist schwerfällig. Man ruinirte sich mit dem gleichmüthigsten Lächeln. Halbtodt ließ man sich zur angesagten Jagdpartie tragen. Man fand es hübscher, auf dem Ball oder im Theater todt umzufallen, als von vier Kerzen und von häßlichen schwarzen Männern umgeben zu sterben. Man war Philosoph, ohne den Erhabenen zu spielen; man besaß zuweilen Seelengröße, prahlte aber nicht damit. Man war weise, ohne sich pedantisch oder prüde zu benehmen. Man genoß das Leben, und fühlte man, daß es zu Ende gehe, so leitete man daraus nicht das Recht ab, verdrießlich zu sein und Andern ihr Leben zu verleiden. Das letzte

Wort meines alten Gemahls war: ich möchte ihn lange überleben [sie war viel jünger] und mir das Leben angenehm machen."

Ohne Zweifel sind Selbstbeherrschung und zarte Rücksichtnahme Tugenden, und diese beiden Tugenden waren zu solcher Vollkommenheit ausgebildet und der Aristokratie so zur andern Natur geworden, daß sie sich mitten in den Blutlachen und tobenden Pöbelhaufen der Schreckenszeit, im schmutzigen Kerker und auf dem Schaffot bewährten. Ihre Anmuth verwandelte das Gefängniß in einen Salon. Wenn man auch einmal ein bischen schlecht wohnt, äußerte einer der Herren, so hat man deswegen noch nicht das Recht, sich ungebildet zu benehmen. Jeden Morgen wurde sorgfältig Toilette gemacht. Unter der Aufsicht fluchender Wärter und Mordscenen vor Augen begrüßten sich sodann die Herren und Damen mit zierlichen Knixen und Pas und erkundigten sich mit liebenswürdigem Lächeln nach ihrem gegenseitigen Befinden. Hierauf plauderten sie bei schimmeligem Schwarzbrot über ein Lustspiel oder über ein philosophisches Thema, und wenn die Reihe an sie kam, dann setzten sie sich lächelnd auf den Armensünderkarren und tänzelten mit derselben vollendeten Anmuth zur Guillotine hinauf, mit der sie kurz vorher zum Menuett angetreten waren.

Daß dieser glänzende Firniß ein zerrüttetes Familienleben und einen Abgrund von Liederlichkeit verbarg, dessen Schilderung wir uns hier versagen müssen, wäre insofern noch nicht schlimm gewesen, weil diese Seite der französischen Sittlichkeit oder Unsittlichkeit ohne allen Einfluß auf die Politik war und ist. Wirklich schlimm aber war es, daß der alles regierende schöne Schein das Leben jeden ernsten Inhalts beraubte und die Menschen kraftlos machte.

Eine Rolle spielen, Herren und Damen schauen und bewundern, sich von ihnen beschauen und bewundern lassen, scherzen und spielen, singen und tanzen, nichts anderes mehr

in der Welt suchen als Unterhaltung, zu keinem andern Zweck mehr Hand noch Fuß noch Zunge rühren, noch sein Denkvermögen anstrengen, das war das Hofleben. Das ganze öffentliche Leben ward zu einer großen Comödie herabgewürdigt, deren Mittelpunkt die Levers, Diners, Soupers, Ausfahrten und Abendgesellschaften des Königs bildeten. Staatsgeschäfte und politische Ereignisse wurden als Gesprächsstoff nur soweit geduldet, als sie Gelegenheit zu Bonmots und Epigrammen darboten; wenn eine verlorene Schlacht nur die Verskünstler zu hübschen Gedichten begeisterte und ihr unglücklicher Held den Spöttern beißende Witze entlockte, dann wurde sie von diesen großen Kindern als ein Glück begrüßt. Der junge Herzog von Fronsac mußte sich auf Wunsch seines Vaters jeden Morgen um 7 Uhr am Eingang der Kapelle aufstellen, in der die Maintenon die Messe hörte, um dieser allmächtigen Frau die Hand zu küssen. Wie nach dem Glauben der Frommen die Seligkeit in der Anschauung Gottes besteht, so bildeten sich die französischen Höflinge in allem Ernste ein, auf Erden gebe es kein größeres Glück, als den König, oder wenigstens den Abglanz seiner Herrlichkeit auf den Gesichtern seiner Günstlinge und Maitressen zu sehen. Der Oberjägermeister Ludwigs XIV., ein Herzog von Larochefoucauld, schlief 10 Jahre hindurch jede Nacht am jeweiligen Aufenthaltsorte des Königs, und fehlte nie bei dessen Levers, Ausfahrten und Spielpartien. Alte Höflinge konnten sich rühmen, daß sie die Hälfte ihres Lebens auf ihren Beinen in den königlichen Vorzimmern zugebracht hätten. Einer von ihnen belehrte einen Neuling: „Sie haben hier nur dreierlei zu thun: reden Sie von jedermann Gutes; bewerben Sie sich um jede freiwerdende Stelle; und wenn Ihnen einmal die Möglichkeit dargeboten wird, sich einen Augenblick zu setzen, dann benützen Sie sie!“ Vom Könige bis zum letzten Hofschranzen hinab hatte Niemand mehr Zeit, etwas Nützliches zu thun; sie verlernten Alle das Arbeiten und verloren die Fähigkeit dazu.

Ein Geschlecht, das nicht arbeitet, büßt auch seine Kraft ein, die körperliche wie die geistige. Um so mehr war das am französischen Hofe der Fall, als die Natur dort ganz und gar von der Kunst verdrängt worden war. Menschen, die gewöhnlich die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht machen, deren Sonne das Kerzenlicht ist, die sich nie im Freien oder doch höchstens in wohlgepflegten, möglichst unnatürlich zugestutzten Gärten bewegen, die sich jeder natürlichen Regung und Bewegung schämen, ihren Leib mit unnatürlichen Kleidermoden mißhandeln und ihre Arme und Beine nur noch nach den Vorschriften des Tanzmeisters bewegen, solche Menschen taugen nichts mehr für die rauhe Wirklichkeit und sind verloren, sobald der Sturm einer großen Volksbewegung den Zauberpalast ihrer künstlichen Existenz umweht. „Alle diese schönen Damen und Herren," sagt Taine, „die so anmuthig auf Teppichen einhertrippelten und so zierliche Verbeugungen machten, konnten auf einem ungeebneten Stücke von Gottes Erdboden nicht 30 Schritte zurücklegen, ohne müde zu werden. Sie wußten nicht, wie man eine Thür auf- und zuschließt. Sie hatten nicht die Kraft, ein Scheit Holz vom Boden aufzuheben und in den Kamin zu werfen. Sie wären verloren gewesen ohne ihre Dienerschaft, die ihnen Auge, Hand und Fuß ersetzte."

Und als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, gleichzeitig mit der großen literarischen Bewegung in Deutschland, die philosophische Umwälzung in Frankreich die Geister vom Hoftand abzuziehen nnd auf ernste Gegenstände zu lenken begann, da machte sie das Uebel nur schlimmer und vollendete die Unfähigkeit der vornehmen Gesellschaft für alles Praktische. Jene gewaltige Strömung, die von J. J. Rousseau, Voltaire und den Encyklopädisten in Fluß gebracht wurde, krankte, von manchem andern abgesehen, an zwei Gebrechen: sie war zu abstract und zu sentimental.

Die französische Weltweisheit jener Tage war abstract,

d. h. aus dem Gehirn einsamer Grübler herausgesponnen ohne alle Rücksicht auf die Wirklichkeit, die man gar nicht kannte. Schon in der schönen Literatur tritt diese Vernachlässigung hervor. Wer die Romane von Defoe, Fielding und Goldsmith liest, der kennt das England des vorigen Jahrhunderts: seine Geistlichen und Landedelleute, seine Pächter und Gastwirthe, Matrosen und Bedienten; er weiß, wie diese Leute arbeiten und sich vergnügen, was sie essen und trinken, wie ihre Wohnungen eingerichtet sind, was sie einnehmen und ausgeben. Dagegen aus den Werken von Crébillon, Marmontel, oder der Frau von Genlis erfährt man über das wirkliche Frankreich und sein Volk so gut wie gar nichts. Die französischen Erzählungen spielen nicht auf einem wirklichen Stück Erde, sondern in Arkadien oder irgend einer andern geträumten Gegend; ihre Helden sind edle Menschen oder Bösewichter, aber keine französischen Geistlichen, Beamten, Bauern nnd Handwerker. Versucht ein Romanschreiber oder Theaterdichter, diese Leute zu schildern, so fällt die Schilderung falsch aus, denn er kennt sie ja nicht; der einzige Theil des Volkes, den er allenfalls zu schildern versteht, ist *seine* Gesellschaft, d. h. entweder die unnütze mit Nichtigkeiten beschäftigte Hofgesellschaft, oder die Gesellschaft seiner Collegen von der Feder, die eben so unwissende und unpraktische Träumer sind wie er selbst. Und als nun der Hofadel von der literarischen Strömung ergriffen ward, sich von seinen Nichtigkeiten der Untersuchung der Bedingungen des Völkerglückes zuwandte, mit löblichem Eifer volkswirthschaftliche uud politische Fragen erörterte, da blieb es trotz allen aufrichtigen Wohlwollens bei leerem Geschwätz; nicht eine einzige ersprießliche Reform kam dabei heraus.

An *Wohlwollen* für das leidende Volk nämlich fehlte es nicht, und mit ihm verband sich das Streben, aus der künstlichen Existenz in schönen Formen und leeren Ceremonien zur Natur und zu einem volksthümlichen Dasein

zurückzukehren. Rousseaus Liebe zur Natur und zum Landleben, sein Mitleid mit den armen Leuten, Voltaires Ingrimm gegen jede Ungerechtigkeit und Tyrannei wurden Modesachen. „Das lebhafteste Mitleid," schreibt Lacretelle, „erfüllte die Seelen. Die Reichen fürchteten nichts so sehr, als für unempfindlich gehalten zu werden." Hohe Staatsbeamte luden Bürger und Bauern zu Schäferspielen ein. Der englische Garten verdrängte die geradlinigen Alleen, die verschnittenen Hecken und Bäume des französischen Stils. Die Königin besuchte im einfachen Kleide und Busentuch den Kuhstall und lernte das Melken. Die Prinzessin Adelaide spielte mit der Geige den Bauern zum Tanze auf. Die Herzogin von Bourbon kletterte täglich schon vom frühen Morgen an in Dachstuben hinauf, um Almosen zu vertheilen. Der Dauphin springt aus dem Wagen, um einem Bauer auf die Beine zu helfen, den ein Hirsch umgerannt hat. Der König und sein Bruder helfen einem armen Manne seinen stecken gebliebenen Karren aus dem Kothe ziehen. Ein Prinz, der eben Hochzeit gehalten hat, bringt seine junge Gemahlin zur nächsten Parade mit und redet seine Soldaten mit den Worten an: „Meine Kinder, hier stelle ich euch meine Frau vor." Im Theater applaudirt das Volk, wenn auf der Bühne von Fürstentugend, und der Hof, wenn vom Edelmuthe des Volkes die Rede ist. Alles schwimmt beständig in Rührung; selbst die amtlichen Schriftstücke, die aus den Schreibstuben der Minister hervorgehen, athmen Zärtlichkeit, und der trockene Necker, den kurz vor der Revolution ein scharfsichtiger Beobachter auf die gefährliche Gährung im Volke aufmerksam macht, erwidert mit ruhigem Lächeln, die natürliche menschliche Herzensgüte und ein vortrefflicher Schulunterricht würden hinreichen, sämmtliche Franzosen binnen wenigen Jahren zu loyalen Bürgern zu machen, die mit unverbrüchlicher Treue aus eigener freudiger Ueberzeugung den Gesetzen gehorchen. Daß mit edlen Gefühlen und pathetischen Worten weder hungernde Proletarier

gesättigt, noch ausgesogene Bauern mit ihrem Todfeinde, dem Fiscus, versöhnt werden könnten, und daß ein wild gewordener Bauer weit mehr Aehnlichkeit mit einem rasenden Stiere habe als mit einem arkadischen Schäfer oder mit dessen Lämmlein, das überlegten die Herren nicht.

Die zarte Empfindsamkeit des philosophischen Jahrhunderts vollendete die Anmuth der Umgangsformen, in denen der Hofadel erzogen war, zugleich aber auch seine politische Unfähigkeit. Als die Einberufung der Nationalversammlung 1789 die Volksmassen in Bewegung gesetzt hatte, vermochte er sie weder im gesetzlichen Streben nach heilsamen Reformen zu leiten, noch mit Gewalt an der Ueberschreitung der gesetzlichen Grenzen zu hindern. Leiten konnte er sie nicht, weil er die Natur des Bauern und Kleinbürgers nicht kannte, mit diesen Leuten nicht in ihrer Sprache zu reden verstand, von praktischen Dingen, von Verwaltungsgeschäften, von Volkswirthschaft, vom Bau der Gesellschaft keine Ahnung hatte. Und als nun die schönen Reden der Nationalversammlung keine Besserung herbeiführten, als der Pöbel ungeberdig wurde, und sich nicht mehr damit begnügte, nach Brot zu schreien, sondern selbst die Gesetzgebung und Regierung in die Hand nahm, als diese neue Machtstellung der ungebildeten Menschen die Bestie in ihnen entfesselte, da fehlte den feinen Herren sowohl der Wille als die Kraft, diese Bestie niederzuschlagen. Sie waren zu empfindsam, um dreinzuschlagen, zu gebildet, um ihre zarten Hände am Pöbel zu beschmutzen, zu nobel, um die Massen zu überlisten; was der Pöbel an ungebändigten animalischen Kräften zu viel besaß, das hatten sie zu wenig; sie konnten nicht mehr in Wuth gerathen; sogar ihr Selbsterhaltungstrieb, ihr Wille zum Dasein war durch die feine Erziehung gebrochen; mit einer artigen Verbeugung überreichten sie den Sansculotten ihren Degen und ließen sich köpfen.

Was das Volk elend machte und die Revolution hervorrief, war also weder die Härte der Herrschenden, noch

ihre Tyrannei, noch ihr böser Wille. Von der Härte war das Gegentheil vorhanden. Wie groß die Freiheit der Meinungsäußerung war, sieht man bei einem Blick in die französische Literatur des vorigen Jahrhunderts. Sehr vieles von dem, was damals in Paris gedruckt, am Hofe verschlungen und von da aus im Volke verbreitet wurde, würde heute in Oesterreich wie im deutschen Reiche verboten werden, theils wegen unzüchtigen, theils wegen aufrührerischen Inhaltes, theils wegen Verspottung der Religion. Und guter Wille zu helfen, äußerte sich überall. Von 1780 ab mehren sich die Fälle, wo Adel und Clerus dem Könige Geldsummen anbieten zur Erleichterung der Steuerzahler. Freiwillig, von keiner Furcht vor einem gewaltsamen Umsturz getrieben, den noch Niemand ahnte, hat schon vor dem weltberühmten 4. August, im März 1789 die ganze Geistlichkeit und fast der ganze Adel auf jede Steuerfreiheit verzichtet. Welch humaner Sinn die hohe Geistlichkeit beseelte, hatte sich schon in der Clerusversammlung von 1788 gezeigt. Fast ohne Opposition nahm sie das von der Regierung vorgelegte Toleranzpatent zu Gunsten der Protestanten an und pries den Beschluß des Königs, die Strafrechtspflege durch Abschaffung überharter Strafen zu mildern. Was den niedern Clerus anlangt, so ist der Heldenmuth, mit dem seine meisten Mitglieder in der Schreckenszeit Verbannung oder Tod der Verleugnung ihrer Ueberzeugung vorzogen, über jedes Lob erhaben.

Ueberblicken wir das Ergebniß! Durch die Centralisation waren die Provinzen der Lebenskraft beraubt worden. Die gebornen Träger der Provincial- und Localverwaltung, die Intelligenzen: Adel und höhere Geistlichkeit, hatten sich am Hofe zusammengedrängt. Hier verschwendeten sie den Arbeitsertrag des Volkes wie ihren eignen Geist auf Nichtigkeiten. Und als sie zu bemerken anfingen, daß das Volk verwilderte und Noth litt, daß die ihm fremd und feindlich gegenüberstehende Bureaukratie die Selbstverwaltung nicht zu ersetzen

vermochte, daß die Steuererpressungen doppelten Unwillen erregten, weil mit ihrem Ertrage nicht das Bedürfniß des Staates, sondern die Genußsucht des Hofes befriedigt wurde, da waren sie selbst es, welche die Volksmassen: den dritten Stand und die Proletarier, in falsche Bahnen verlockten. Mit überspannten Ideen von einer Neuordnung aller Dinge, mit Verspottung alles Hergebrachten und Bestehenden, das den Menschen bis dahin ehrwürdig erschienen war, versetzten sie die Massen in eine Bewegung, zu deren Beherrschung sie weder die erforderliche Sach- und Menschenkenntniß, noch die sittliche und physische Kraft besaßen. So kam es, daß die mit so viel hochherziger edler Gesinnung eröffnete Nationalversammlung des Jahres 1789 es nicht zu einer verständigen Reform brachte, sondern in ein Chaos von Tollheiten und blutigen Verbrechen hineinführte, aus dem erst der praktische Verstand des gewaltigen und klugen Corsen das Volk zur bürgerlichen Ordnung zurückführte.



Streifzüge in Venezuela.

Von Dr. Alexander Olinda.

Von La Guara brachte mich der Hamburger Dampfer „Flandria“ in sechs Stunden nach Puerto Cabello. Links, nach Süden zu, hatte man stets die gebirgige Küste, umwogt von weißen Nebelschleiern, vor Augen.

Da die „Flandria“ ihr Ziel erst kurz vor Sonnenuntergang erreichte, so fanden wir die Aduana (das Zollhaus) bereits geschlossen und ich war demzufolge gezwungen, die Nacht über an Bord zu bleiben, denn so lange die Be-

amten der Aduana von den Papieren des Schiffes nicht Einsicht genommen, darf kein Verkehr des letzteren mit dem Lande stattfinden. Von meiner zeitweiligen schwimmenden Behausung aus konnte ich indessen schon einige flüchtige Localstudien über Puerto Cabello machen. Letzteres präsentirte sich weit anmuthender und freundlicher als seine Collegin La Guaira. Gerade vor mir hatte ich das neue Zollhaus, aufgeführt in ganz demselben Styl wie die einer ähnlichen Bestimmung dienenden Gebäude in Hamburg. Zur Seite lag ein schattiger, großer, mit einem eleganten Eisengitter eingefriedeter Park, aus dem stolze Königspalmen kerzengerade und majestätisch aufragten. Beim Anbruch der Dunkelheit flammte in der ganzen Stadt die elektrische Beleuchtung auf, während der zwischen der Hafeneinfahrt und dem Festlande auf einer kleinen Felseninsel sich erhebende Leuchtthurm abwechselnd glänzende Strahlen rothen und weißen Lichtes über die sich leise hebende und senkende Meeresfluth warf.

Am nächsten Morgen, nachdem die Formalitäten auf der Aduana erfüllt, erstieg ich zuvörderst die Vigía, ein im Süden der Stadt einen Bergkegel krönendes altes spanisches Fort, in welchem gegenwärtig eine kleine Abtheilung venezolanischen Militärs stationirt ist. Von hier aus kann man den besten und umfassendsten Ueberblick über Puerto Cabello und seine Umgebungen gewinnen. Die Stadt dehnt sich auf einer von Süden nach Norden ins Meer vorspringenden Halbinsel aus — den südlichen Hintergrund der Landschaft bildet ein Amphitheater hoher Berge. Gerade gegenüber der nördlichen, die Aduana und den Hafenquai tragenden Spitze der Halbinsel steigt aus den Meereswogen das Fort Libertador auf, hinter dessen Mauern Strafgefangene ihr freudeloses Dasein hinschleppen. Oestlich von der Stadt säumt das Meeresufer dichtes Manglegebüsch, nach westlicher Richtung hin grünen üppige Cocoshaine. Noch vor zwei Jahrzehnten wurde die in Rede stehende Halb-

insel von Westen nach Osten von einem Meeresarm durchsetzt, so daß ihre nördliche Hälfte eine vollständige Insel bildete, welche durch eine Brücke mit dem südlich gelegenen Stadttheil in Verbindung stand. Nach dieser Brücke führten damals die beiden Stadttheile ihre Namen: der nördlich von ihr befindliche hieß puente dentro (innerhalb der Brücke), der südlich von ihr sich erstreckende puente fuera (außerhalb der Brücke), welche Benennungen auch jetzt noch hin und wieder im Gebrauch, obgleich der erwähnte Meeresarm in neuerer Zeit ganz zugeschüttet worden. Die schachbrettartige Anlage, die wir von unserem hohen Standpunkt aus deutlich verfolgen können, theilt Puerto Cabello mit der überwiegenden Mehrzahl der venezolanischen Städte.

Es ist ein reiches, fesselndes Rundgemälde, das wir da vor uns haben; hie und da erinnert es an den Ausblick auf Pola von den im Norden dieses österreichischen Gibraltar gelegenen Höhepunkten. Gebirge und Meer! Ueberall dort, wo diese beiden Landschaftselemente in geschwisterlicher Vereinigung zusammentreten, da wird das Naturbild eines Zuges der Großartigkeit nie ermangeln.

In brennender Sonnengluth — der Weg ist schattenlos — sind wir nach der Vigia hinaufgekraxelt — der Rückweg hat vollends dazu beigetragen, unseren inneren Menschen auszudörren. Also Halt gemacht in dem ersten Kaffee- oder Bierhaus, auf welches wir stoßen! So sprechen wir zu uns, ohne daran zu denken, daß wir uns nicht in Oesterreich oder Deutschland, wo uns auf Schritt und Tritt solche menschenfreundliche Ruheplätzchen winken, befinden, sondern in einer Stadt Venezuela's, wo Kaffee- und Bierhäuser ein unbekannter Begriff sind. Obgleich in diesem schönen Lande nächst Java der beste Kaffee der Welt producirt wird, so fehlen doch hier die Kaffeehäuser, und Bierhäuser, wo der edle Gerstensaft frisch aus dem Faß verzapft wird, existiren ebenfalls nicht. An einer Straßenecke fällt uns endlich ein Schild mit der Aufschrift: „botiquin“ in die Augen

— da haben wir, was wir suchen! Ich kannte dergleichen Locale von La Guaira, Macuto und Caracas her — in ihnen kann man für Geld und gute Worte die verschiedenartigsten ausländischen Getränke bekommen. Wir treten ein und lassen mit Wollust den Inhalt zweier kleiner Flaschen Dreher'sches Bier in unsere Kehle rinnen, wofür wir das Vergnügen haben, 1½ Gulden zu bezahlen. Da kann man ja ein Vermögen vertrinken! Zudem hält in der tropischen Temperatur auch die reichlichste Libation niemals lange vor. Das nächste Mal gingen wir in eine pulpería (Materialwaarenladen) und vertilgten ein paar Gläser des Guarapo genannten landesüblichen Getränks. Guarapo ist gegohrener Zuckerrohrsaft und ein Glas von ihm kostet nur 2½ Kreuzer; wegen seines faden, süßlichen Geschmacks wird er dem Europäer indessen wenig zusagen.

An hervorragenden Gebäuden ist Puerto Cabello arm. Das neue Theater würde als eine Zierde der Stadt gelten können, wenn es nicht im halbfertigen Zustande stehen geblieben wäre. Gespielt wird trotzdem darin. An der Plaza Bolivar hat man den Bau einer großen Kathedrale begonnen, der rüstig gefördert wird und bald seiner Vollendung entgegensehen dürfte. Was jedoch in Puerto Cabello vor Allem sehenswerth, ist die Calle del Comercio (Handelsstraße) mit ihren großartigen Waarenmagazinen. Der erstaunliche Umfang derselben wird durch das Factum bedingt, daß alle Industrieartikel und Fabrikate aus Europa eingeführt werden müssen, denn der Gewerbfleiß der Republik hat es über schüchterne Anfänge noch nicht hinausgebracht, demgemäß sehen es die Handelshäuser Puerto Cabellos als ihren Beruf an, das Innere des Landes mit den verschiedensten nur denkbaren Dingen zu versorgen: mit Zeugen, Eisen- und Stahlwaaren, Möbeln, Schreibmaterialien, Porcellan- und Glassachen u. s. w. Die Halle, welche alle diese Importe in sich birgt, gleicht einer kleinen Industrie-Ausstellung und erstreckt sich ihrer Ausdehnung nach bisweilen



Puerto Cabello.
Calle del Comercio.

über ein ganzes Straßenviereck. Mit dem Importgeschäft verbinden die meisten Großhandelshäuser auch ein lebhaftes Exportgeschäft. Als erster und wichtigster Ausfuhrartikel figurirt hier der Kaffee. Erblickt man in den Niederlagen (engl. stores, span. almacenes) die enormen Quantitäten von Kaffeesäcken, jeder 130 ℔ wiegend, aufgestapelt, so hegt man unwillkürlich den stillen Wunsch, der Hausfrau 20 oder 30 Säcke nach Europa mitnehmen zu können. Außer Kaffee gelangen von Puerto Cabello noch zur Verschiffung Cacao, Indigo und Häute.

In den in Rede stehenden kühlen, schattigen Almacenes der Großhandelshäuser herrscht in den Geschäftsstunden von 7 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags (von 11 bis 12 Uhr wird eine kurze Frühstückspause gemacht) ein Leben und eine Thätigkeit wie in einem Bienenkorbe. Handelsleute aus dem Inneren debattiren über zu entnehmende Waarenpartien, Hacenderos (Pflanzer) unterhandeln wegen des Verkaufs ihrer Kaffee- und Cacao-Ernte, Reisende europäischer Fabriks-Firmen legen ihre Muster vor, carreteros (Fuhrleute) melden Kaffeetransporte an, Schiffscapitäne erkundigen sich nach der zu empfangenden Ladung, kurz, man gewinnt hier einen hochinteressanten Einblick in das complicirte Räderwerk des Welthandels. Comptoir und Casse sind durch Schranken von den übrigen Räumlichkeiten des Stores abgetrennt — Chefs sowohl wie ihre Untergebenen arbeiten hier in den Hemdärmeln. Da der Großhandel von Puerto Cabello überwiegend in deutschen Händen liegt, so recrutirt sich auch das Comptoirpersonal der meisten Häuser aus jungen Hamburgern, Bremern und Lübeckern, die sich in der Regel für eine Zeit von drei Jahren verpflichten müssen. Aber auch nach Ablauf dieses Termins bleibt die Mehrzahl von ihnen in Venezuela, da ihnen die inzwischen erlangte Kenntniß des hiesigen Geschäfts und der hiesigen Verhältnisse die Anwartschaft auf sehr vortheilhafte Stellungen eröffnet. Manche von ihnen rücken selbst zu Theil-

habern, beziehungsweise Chefs der Häuser auf, in denen sie hier ihre Laufbahn begonnen. Haben sie nach fünfzehn oder zwanzig Jahren sich ein mehr oder minder ansehnliches Vermögen erarbeitet, so kehren sie mit ihrer Familie nach Deutschland zurück, um dort den Rest ihrer Tage zu verleben. Es kommt selten oder nie vor, daß ein nach Venezuela übersiedelter Deutscher in der Republik für immer seinen Wohnsitz aufschlägt — zu lebhaft regt sich schließlich das Heimweh, die Sehnsucht nach dem Vaterlande in der Brust. Und wenn auch das nicht wäre, so macht doch die Erziehung und Ausbildung der Kinder die Rückkehr in die Heimat zu einer nicht zu umgehenden Nothwendigkeit, denn mit dem höheren Unterrichtswesen ist es in Venezuela noch traurig bestellt.

In Puerto Cabello haben die Deutschen und Deutsch-Oesterreicher einen Club gegründet, dem sich im Laufe der Zeit auch Angehörige anderer Nationalitäten angeschlossen, so daß der Verein jetzt ein internationaler genannt werden kann. Seine geräumigen, elegant ausgestatteten Localitäten befinden sich in der Nähe des Hafens. Des Abends sich auf dem flachen Dach des Clubhauses in einem bequemen Schaukelstuhl zu wiegen und die Blicke über Meer und Land schweifen zu lassen, bildet eine Lieblingsunterhaltung der Clubmitglieder.

Puerto Cabello, das jetzt über 14.000 Einwohner zählt, hat in letzterer Zeit einen gewaltigen Aufschwung genommen, was auch der steigende Schiffsverkehr in seinem Hafen erkennen läßt. Mit Europa steht es durch eine deutsche, eine englische, eine französische, eine holländische und eine spanische Dampferlinie in Verbindung — ebenso durch eine Linie mit Newyork. Als der Maler Bellermann im Jahre 1850 Venezuela bereiste, konnte er noch von Puerto Cabello als von einem unbekannten, weltfernen Erdenwinkel sprechen. Das trifft jetzt in keiner Weise mehr zu, vielmehr ist Puerto Cabello eine wichtige Etape des Weltverkehrs geworden.

Man merkt dies schon aus den verschiedenen Idiomen, die man in den hiesigen Hotels (denen wir indessen kein Loblied zu singen im Stande) zu hören bekommt: mit den Lauten der spanischen Landessprache mengt sich da Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Portugiesisch. Wer seine Sprachkenntnisse bereichern will, komme hierher!

Ich habe oben von dem, südlich von der Stadt aufragenden Gebirgs-Amphitheater gesprochen. Wie stach mir dasselbe so verlockend, so verführerisch in die Augen! Jedesmal, wenn ich am Morgen oder Abend in der Alameda (dem beim Zollhause gelegenen Park) spazieren ging und die in bläulichen Duft gehüllten Kuppen und Gipfel zu mir hinübergrüßten, regte sich die Sehnsucht mächtig in mir, wenigstens einen flüchtigen Blick in diese tropische Zauberwelt zu werfen, zumal da ich wußte, daß sich gleich im Beginn derselben ein wunderbar romantisches Thal — dasjenige von San Estéban — aufthue, in welchem die reichen Kaufleute von Puerto Cabello sich reizende Villen erbaut. Nachdem letztere Stadt den Reiz der Neuheit für mich verloren, beschloß ich daher eines Vormittags, nach San Estéban hinauszuwandern und in einer dortigen Posada (Gasthof) eine Woche zu verweilen. Als ich einem mir bekannten deutschen Kaufmann Namens S., der ebenfalls in San Estéban ansässig, meine Absicht mittheilte, entgegnete er:

„Das lassen Sie hübsch bleiben, Herr Doctor — in der Sonnengluth würden Sie bald die Flügel hängen lassen und schachmatt werden! Ich nehme Sie heute Nachmittag um fünf Uhr mit meinem Einspänner hinaus und werde mich freuen, Ihnen zugleich als Cicerone dienen zu können."

Ich acceptirte dankend das freundliche Anerbieten. Um die angegebene Zeit rollten wir durch den südlichen Stadttheil, wo nackte Kinder vor den Häusern spielten und Cocospalmen schatteten, unserem Ziele zu.

Als wir die Stadt hinter uns hatten, begann der Weg anzusteigen und sich allmälig zu einem, sich zwischen

Bergvorsprüngen und Felsnasen hindurchwindenden Engpaß zu gestalten. Von der Höhe dieses Passes, portachuela (kleine Pforte) genannt, hatte man einen fesselnden Blick auf Stadt und Meer. Doch schon im nächsten Moment war dieses Bild verflogen und die jede Aussicht versperrende Bergwildniß nahm uns auf, bestanden mit hohen Säulencactus, langblätterigen Aloestauden und niedrigem Gestrüpp, in welch' letzterem Tausende von Grillen ein ohrenbetäubendes Concert vollführten. Eine erstickende, auch nicht durch den leichtesten Luftzug gemilderte Schwüle brütete über dieser Einöde. War das das erwartete und ersehnte Tropenparadies? Fragend blickte ich meinen Begleiter an. „Niemand,“ meinte er lächelnd, „gelangt in den Himmel, ohne vorher durch das Fegefeuer geschritten zu sein. Haben Sie nur Geduld!“

Eine Viertelstunde später hatte sich die Scenerie wie mit einem Zauberschlage verändert. Rechts und links vom Wege grünte und sproßte ein Naturpark von einer Fülle und Mächtigkeit, daß das Auge nur mit Mühe die einzelnen Baumgestalten und Pflanzenformen von einander zu trennen vermochte. Neben hochstämmigen Brotfruchtbäumen mit riesigen dunkelgrünen, seltsam ausgezackten Blättern strebten Sago- und Cocospalmen empor, deren Kronen sich graciös im Luftzuge schaukelten — hier zeigte sich ein Dickicht von Orangen- und Citronenbäumen, dort schattete die Ixora mit weißen, kugelförmigen Blüthen — mit Stauden mannshohen Bambusrohrs wechselte Bananengebüsch, dessen Fruchttrauben verlockend entgegenwinkten — mit Hainen von Kaffee- und Cacaobäumen vermischten sich rothblühende Bucores — der kugelförmige, myrthenähnliche Cotopri stand Seite an Seite mit dem weißblühenden, einen betäubenden Duft verbreitenden Azahar de la India — an breitästigen Feigenbäumen rankte sich die Weinrebe empor. Zwischen dem Pflanzengewirr schoß in munteren Sprüngen der San Esteban-Bach thalabwärts, bald über Klippen und Felsgestein

einen brausenden, schäumenden Wasserfall bildend, bald in der grünen Unendlichkeit dem Auge ganz entschwindend.

Jetzt wurden auch längs des Weges Villen und Landhäuser sichtbar, in deren Veranden reizende gluthäugige Senoritas, mit aufgelöstem Rabenhaar, sich in Schaukelstühlen wiegten. In den Vorgarten einer dieser Villen — seines Tusculum — lenkte Herr S. mit dem Gefährt ein. Das Haus, von einer Gruppe von Königspalmen überragt, machte den Eindruck eines kleinen Tropenparadieses; in seinen Innenräumen, durch welche beständig ein freier, kühlender Luftzug strich, herrschte eine behagliche Eleganz — überall konnte der Blick ins Freie dringen, sich am Anblick der draußen blühenden und duftenden Wunderwelt laben. Beneidenswerther Sterblicher, dem das Glück beschieden, hier, an der Seite einer schönen Frau und reizender Kinder seine Tage zu verbringen!

Nachdem mir Herr S. den Willkommenstrunk credenzt, führte er mich in seinem Garten herum. Hier kostete ich eine Frucht, die mir bisher noch nicht zu Gesicht gekommen: den pomoroso (Rosenapfel), der ganz so schmeckt, wie die Rose riecht. Ich erinnerte mich, bereits in dem Tagebuch, das der unglückliche Kaiser Maximilian von Mexico über seinen Aufenthalt in Madeira geführt, von dieser Frucht gelesen zu haben. Schade, daß sie nicht nach Europa exportirt wird — unsere Hausfrauen würden daraus ein deliciöses Eingemachtes bereiten können!

Noch am nämlichen Abend brachte mich Herr S. nach der, von einem Spanier gehaltenen Posada, woselbst ich im stillen Frieden der Natur meinen schriftstellerischen Arbeiten zu leben beabsichtigte. Die Posada lag im äußersten (südlichen) Ende derjenigen Partie des Thales, in welcher die weiße Bevölkerung sich niedergelassen; jenseits der Posada begannen die Behausungen der Farbigen, die, wie man mir sagte, sich noch weit ins Gebirge hineinzögen.

Das neue Asyl, welches sich mir aufgethan, war von

spartanischer Einfachheit und stand im grellsten Gegensatz zu dem luxuriös eingerichteten home, das ich kurz zuvor betreten. Die Zimmer hatten sich der zweijährige, kaffeebraune, splitternackt herumlaufende Sprößling der Köchin (ein derartiger Familienzuwachs ist hierzulande bei dem weiblichen Dienstpersonal ein selbstverständliches Anhängsel) sowie die Hühner zum gemeinschaftlichen Tummelplatz ausersehen; ein nothwendiges Gelaß, in welches der gesittete Europäer sich gelegentlich zurückzuziehen das Bedürfniß fühlt, existirte nicht, vielmehr galt in dieser Hinsicht als Parole das durch Goethe's italienische Reise berühmt gewordene „Dapertutto!“ (überall). Trotzdem bereute ich nicht, hierher verschlagen worden zu sein — die reiche, großartige Natur gewährte mir für alle diese kleinen Misèren tausendfache Entschädigung. Von Süden her schauten dichtbewaldete Berggipfel zum Fenster herein und schienen so nahe, daß man sie fast mit Händen greifen zu können glaubte. Hinter dem Hause senkte sich der felsige Boden allmälig zum San Esteban-Bache hinab, der sich hier, im Rahmen grüner Waldcoulissen, zu einem geräumigen Bassin verbreiterte, das einen prächtigen Badeplatz abgab. Vor dem Hause — — —

Nun, die Scenerie vor dem Hause studirte ich eben jetzt von der Veranda aus, unter deren Dach ich saß. Der feurige Sonnenball war längst hinter den westlichen Himmelsrand hinabgetaucht, aber dafür beleuchtete der Mond mit seinem Schimmer Thal und Gebirge, über sie eine Fluth von silbernem Licht ausgießend. Die linde, laue, weiche Nachtluft umkoste mit schmeichelndem Hauch Stirn und Wangen — berauschender Blüthenduft durchdrang die Atmosphäre — hier und da blitzte es im Gebüsch auf wie Funken von Brillantfeuer, eine Illumination, die von den großen Leuchtkäfern (cocuyos) herrührte. Dazu die vielen seltsamen Vogelstimmen — das gespenstergleiche Herumflattern handgroßer Nachtfalter — der dem lang anhaltenden Pfiff einer Locomotive täuschend ähnliche Laut der

chicharra (Riesengrille). Auf dem an der Posada vorbeiführenden Wege zeigten sich hin und wieder verführerische Mädchengestalten: junge Creolinnen, das classisch-regelmäßige Oval des Antlitzes umrahmt von üppigen dunklen Locken — braune barfüßige Dirnen, die Augen groß und langgeschlitzt, in ihren Bewegungen so flink wie Rehe, wie Gazellen.

In einer Wiener Kunsthandlung habe ich vor einigen Jahren einen Kupferstich, „das Paradies Mohamed's" darstellend, gesehen. Man erblickte auf dem Bilde einen Blätterdom, gewölbt aus Palmen und Feigenbäumen, zwischen deren Stämmen sich ein Bach, in Cascaden hinabstürzend, wand. An seinem Ufer blühten große, seltsam gestaltete Blumen, über deren Kelchen sich buntschillernde Schmetterlinge wiegten. Die Mitte des Bildes ward durch eine Gruppe lieblicher Mädchen ausgefüllt, die in den graciösesten Stellungen sich auf dem Rasenteppich niedergelassen.

An diesen Kupferstich nun, der damals einen nachhaltigen Eindruck auf mich hervorgebracht, mußte ich jetzt unwillkürlich denken — es schien mir, als hätten sich seine Scenerien und Gestalten heute für mich in glanzvolle Wirklichkeit verwandelt. Denn war nicht das Thal von San Esteban mit seinen Palmen und Riesenbäumen, mit seinen Blumen und Wasserfällen, mit seinen weißen und dunkelhäutigen Schönen, das verkörperte Paradies Mohamed's?

Am nächsten Tage mußte ich freilich hören, daß es in dem Paradies, in welchem ich weilte, auch an düsteren Schatten nicht fehlte — daß dort wenige Wochen vor meiner Ankunft ein grauenhaftes Verbrechen, welches die Gemüther in Schrecken und Bestürzung versetzte, verübt worden war. Da es sich um die Ermordung eines Deutschen, dessen Name auch in Oesterreich bekannt, handelt, so wollen wir den traurigen Fall in aller Kürze berichten.

Um das Jahr 1850 kam der Naturforscher Appun, der später über seine Reisen in der Republik ein viel-

gelesenes Werk veröffentlichte, nach Venezuela. In seiner Begleitung befand sich ein junger Mann Namens Friedrich Starke. Letzterer ließ sich nachmals in San Esteban nieder, verheiratete sich daselbst und ernährte sich durch das Sammeln von Naturalien, die er an die naturforschenden Gesellschaften Deutschlands und Oesterreich-Ungarns sandte. In seinen alten Tagen, nachdem ihm seine Frau durch den Tod entrissen worden, wurde Starke menschenscheu und bewohnte als Einsiedler ein kleines Häuschen in San Esteban, in welchem er auch seine Sammlungen untergebracht. Hier nun fand man ihn eines Morgens durch Axthiebe und Messerstiche ermordet. Die grausige That geschah in der Nacht vom 25. zum 26. März d. J. Wahrscheinlich hat der Mörder Geld bei ihm zu finden gehofft. Ob und wieviel Geld geraubt worden, ließ sich indessen nicht feststellen, da Starke über seinen Capitalbesitz gegen Niemanden eine Aeußerung gethan. Alle Nachforschungen nach dem Mörder sind bisher erfolglos geblieben.

Starke hat zwei Kinder hinterlassen: eine 15-jährige Tochter Wilhelmine, die bei der Familie eines in San Esteban ansässigen deutschen Kaufmanns lebt, und einen 27-jährigen, mit einer Eingeborenen verheirateten Sohn August, der auf einer im Gebirge gelegenen Hacienda Kaffee- und Gemüsebau treibt. (Unter „Gemüse" sind hier gewisse Knollenfrüchte zu verstehen, die der Venezolaner als Beigabe zur Suppe genießt.)

Mit August Starke, dessen Wohnung (eine mit Palmstroh gedeckte, aber von dem schönsten Blumengarten umgebene Lehmhütte) nur fünf Minuten von meiner Posada entfernt war, machte ich eines Tages einen Ausflug in den an seine Hacienda stoßenden Gebirgsurwald. Starke hatte sich, wie er es jedesmal, wenn er sich auf seine Hacienda begab, zu thun pflegte, aufs Einfachste gekleidet: über kurzen, kaum bis zum Knie reichenden Beinkleidern trug er nur ein Hemd, Beides aus grobem Segeltuch, auf dem Kopfe saß ihm

ein breitrandiger Strohhut. Wenn ich auch die praktische Nützlichkeit eines derartigen leichten Costüms bald einsehen und würdigen sollte, so hätte ich es meinerseits doch nicht nachahmen können, denn es gehörte eine langjährige Gewohnheit dazu, auf den harten, mit spitzen Kieseln übersäeten Felspfaden barfuß zu gehen. Mein Begleiter trieb einen Esel vor sich her, der droben mit Zuckerrohr und Gemüse beladen werden sollte. Wir verfolgten zuerst einen breiten, sanft ansteigenden, gutgebahnten Weg, neben welchem rechts der Rio San Esteban dahinfloß und wo hier und da neben conucos (kleinen Bananen- und Maispflanzungen) jene primitiven Lehmhäuser sichtbar wurden, die in unserem feuchten und kalten Klima schon nach ein paar Monaten zusammenstürzen würden, die jedoch unter diesem Himmelsstrich Jahrzehnte lang ausdauern. Nach einer halben Stunde hatten wir den Indianerstein erreicht: eine aus vergangenen Jahrhunderten stammende, mit indianischer Bilderschrift bedeckte Felswand. Eine kurze Strecke hinter der letzteren bogen wir ab in den Wald hinein, einem dreigipfeligen Berge entgegen, der sich des seltsamen Namens „burro sin cabeza“ (Esel ohne Kopf) erfreut. Jetzt begannen die Mühseligkeiten unseres Marsches — wenigstens für *mich*, den an tropische Fußwanderungen nicht gewöhnten Europäer — für Starke dagegen, der von Kindheit an mit dem Vater ein Waldleben geführt, existirten solche nicht. Mehrmals gab es tiefe Bäche zu durchschreiten, gegen deren reißende Strömung man sich nur mit Mühe auf den Füßen zu erhalten vermochte — die Dornen und Krallen der Schlingpflanzeu verfingen sich in den Kleidern, ritzten Gesicht und Hände blutig — Schaaren von Mosquitos eröffneten einen grimmigen Angriffskrieg. An einzelnen Stellen des Pfades war der Boden mit Colonnen wandernder Ameisen bedeckt — über solche, oft weithin sich ausdehnende Strecken mußte man stets en pleine carrière hinübervoltigiren, sonst, so belehrte mich mein Führer, würden sich

die erzürnten Thiere zu Hunderten auf uns stürzen und uns jämmerlich zerbeißen.

Und doch befanden wir uns noch immer nicht im Urwalde, sondern in halbverwilderten Kaffee- und Cacaopflanzungen. Wo man noch ohne Hindernisse einzudringen vermag, da existirt der Urwald längst nicht mehr!

Eine willkommene Erfrischung bot mir der Saft einiger Cocosnüsse, die Starke vom Baume herunterholte. Zu diesem Zweck kletterte er mit affenartiger Behendigkeit am Stamm der Cocospalme empor, kauerte sich in dem Wipfel derselben in einer halb sitzenden Stellung und begann nun eine Anzahl reifer Nüsse loszumachen und herabzuwerfen. Wieder am Boden angelangt, hatte er mit seinem machete (ein langes säbelartiges Messer, ohne welches sich hierzulande Niemand in den Wald begibt) im Nu einige der Nüsse geöffnet. Ihr Wasser besaß einen angenehmen limonadeartigen Geschmack; der Kern mundete mir weniger.

Immer steiler und jäher stieg nun der Pfad hinan, immer näher und näher drängten sich an ihn die Laubmassen, immer schwüler wurde die Atmosphäre — ließ doch das Waldesdickicht keinen freien Luftzug mehr zu uns gelangen. Auf meinen Reisen in Nord- und Süd-Europa hatte ich bisher das Bergsteigen mit Lust und Ausdauer betrieben — aber hier, bei einer Temperatur von 27 bis 28 Grad Réaumur im Schatten, fühlte ich mich schon nach kurzer Zeit so ermüdet wie nach dreistündigem beschwerlichem Bergsteigen in der Schweiz oder in Italien, und obgleich sich mein Anzug nur auf' ein graues Garibaldi-Hemd, Hosen, baumwollene Strümpfe und Stiefeln beschränkte, so strömte mir doch der Schweiß in Fluthen vom Körper. Starke lachte, als er mich in diesem Zustande sah, und äußerte, daß ich gerade zur heißesten Periode nach Venezuela gekommen — vom September bis April pflege eine weit gemäßigtere Temperatur zu herrschen. Mittlerweile hatten wir das paradiso (Paradies) erreicht — eine von allen Seiten offene Hütte,

die von Starke's Vater früherhin häufig als Nachtherberge benutzt worden. Hier machte mein Begleiter mit Rücksicht auf mich eine kurze Rast. Eine Gruppe von dem alten Starke gepflanzter Apfelsinenbäume wuchs in der Nähe; ich schüttelte mir mehr als ein Dutzend der zuckersüßen Früchte herunter und löschte damit den mich quälenden Durst.

Nun noch zwanzig Minuten unausgesetzten Aufwärtsklimmens, und der zur Besitzung meines Führers gehörige Rancho lag vor uns. (Mit dem Worte Rancho bezeichnet man eine, auf dem Felde oder im Walde gelegene, in der allereinfachsten Weise hergestellte Behausung.) Der Rancho des jungen Starke präsentirte sich als eine, nach zwei Seiten hin durch eine Bretterwand abgeschlossene Holzbude, von deren flachem Dach die Blicke ungehindert in die in stiller Erhabenheit sich ringsum ausdehnende Gebirgswildniß schweifen konnten. Indessen diesen Naturgenuß sparte ich mir noch auf — vor allen Dingen legte ich mich, nachdem ich eine Calebasse ausgepreßten Zuckerrohrsaftes geschlürft, für eine Weile aufs Ohr. Welche Wollust, die Glieder nach dem das Mark in den Knochen ausdörrenden Anstieg hier oben auf luftiger Höhe strecken und dehnen zu können! Mein freundlicher Wirth bereitete unterdessen das Mittagessen, bestehend aus einer Maissuppe.

Es mochte gegen ein Uhr sein, als wir unsere Wanderung in den Urwald, der vor uns wie eine riesige grüne Mauer aufstieg, antraten. Starke hatte sich auch noch des Hemdes entledigt und trug jetzt nur noch seine Schwimmhosen; in der Rechten schwang er das unentbehrliche machete, unentbehrlich, weil, wie ich bald sah, man nur mit Hilfe eines solchen Werkzeuges in dem Baum- und Pflanzenchaos vordringen konnte. Einige Minuten noch ging es unter den Kaffee- und Cacaobäumen der Hacienda dahin — dann verwandelte sich die Tageshelle in matten Dämmerschein, ein feuchter Modergeruch wehte uns an, und der Fuß verlor jeden Halt in dem, den Boden bedeckenden Gewirr um-

gefallener Baumstämme, freiliegender Wurzeln, Felstrümmer und Dornenranken. Ueber mir wölbten Riesenstämme, höher als die höchsten Schiffsmasten, ihre dichtverschlungenen, für die Sonnenstrahlen undurchdringlichen Wipfel — in halber Höhe ihrer Stämme breiteten wieder andere Bäume ihren Laubbaldachin aus — ganz unten führten unzählige Büsche, Sträucher und Gräser einen grimmigen, erbitterten Kampf ums Dasein. Damit noch nicht genug, wob sich zwischen allen diesen Baumriesen und ihren kleineren Trabanten ein dichtmaschiges Netz von Lianen und Schlingpflanzen, darunter viele von Armesdicke. Es war weniger ein Wald, in welchen wir getreten, als vielmehr eine vegetabilische Festung, in die wir uns den Einlaß erzwingen mußten — eine Festung, die durch nichts Anderes zum Fall gebracht, durch nichts Anderes zerstört werden konnte, als durch die Gewalt des Feuers, und auch dies nur ganz langsam, nur ganz allmälig! An einem dieser Riesenstämme kann das Feuer wochenlang fressen, ehe es ihn in Asche verwandelt!

Mir, dem Neuling im Urwalde, schien der Weg überall durch einen undurchdringlichen Wall von Stämmen und Laubwerk gesperrt — doch Starke war mit seinem machete unermüdlich beschäftigt, in diesen Wall Bresche zu legen. Bald schlug er einen Zweig ab, bald trennte er durch einen wuchtigen Hieb eine Liane von dem Stamme, um welchen sie sich geschlungen, bald säbelte er ein am Boden wachsendes Dorngestrüpp nieder — sein scharfes und geübtes Auge entdeckte immer sofort denjenigen Punkt, wo das Vordringen verhältnißmäßig am leichtesten zu bewerkstelligen. Diese Procedur ging so rasch, daß ich meinem Begleiter kaum zu folgen vermochte. Stellenweise mußte man über eine colossale Baumleiche klettern oder auf einem umgefallenen Riesenstamm seiner ganzen Länge nach einhertänzeln, weil dies momentan die bequemste Gelegenheit zum Vorwärtskommen war — kurz, unser Marsch ließ sich mit einem, allerdings im langsamsten Tempo vor sich gehenden Jagdrennen mit Hindernissen vergleichen.

Eine farbenprächtige Orchideenblüthe hatte meine Aufmerksamkeit für ein Weilchen gefesselt und als ich wieder aufblickte, war Starke meinen Augen entschwunden — auf mein Rufen schallte seine Antwort so gedämpft und gebrochen zurück, daß ich über die Richtung, in welcher ich ihn zu suchen, völlig im Zweifel blieb. Obgleich ich ja der Ueberzeugung sein konnte, daß Starke nicht ohne mich dieses Labyrinth Flora's verlassen werde, so schoß mir doch, wenn auch nur auf einige Secunden, der entsetzliche Gedanke durch den Kopf: „Wie, wenn du nun allein hier zurückbleiben müßtest, außer Stande, den Rückweg zu finden und somit dem langsamen Verschmachten preisgegeben?“ Ich schauderte, wenn ich mir eine solche Eventualität des Näheren ausmalte — hatte ich doch gleich bei den ersten Schritten, die wir in dieses fatale Gebiet gethan, die Richtung, nach welcher der Rancho gelegen, ganz verloren. — Schon in der nächsten Minute befand sich Starke wieder an meiner Seite. Wir setzten unseren Marsch fort bis zu einem Wasserfall, der über zerklüpftete Felsmassen hinabschoß, alsdann kehrten wir um. Den Rückweg fand Starke durch, freilich nur für ihn kenntliche, kleine Einschnitte, die er rechts und links in die Bäume gemacht.

Von meinem Begleiter vernahm ich, daß die Urwaldpartie, welche wir soeben in Augenschein genommen, in Bezug auf die Mächtigkeit und Ueppigkeit des Baumwuchses von keiner anderen an der Nordküste Venezuela's übertroffen werde. Leider war sie bereits dem Verderben geweiht: das Terrain, auf welchem sie stand, sollte wenigstens theilweise, zur Vergrößerung von Starke's Kaffee- und Cacaopflanzung verwandt werden.

Da mein neugewonnener Bekannter die Nacht auf der Hacienda zu bleiben beabsichtigte, ich aber allein in der Irre gegangen wäre, so begleitete mich einer seiner peones (Tagelöhner) nach San Esteban zurück. Unterwegs stellte ich in Gedanken Vergleiche an zwischen dem Walde Mitel-

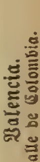
europas und dem tropischen Urwald — Vergleiche, die entschieden zu Gunsten des ersteren ausfielen. Beim Betreten des tropischen Urwaldes fühlt sich das Gemüth von einem ehrfurchtsvollen Schauer ergriffen, ein Gefühl der Bangigkeit durchzittert das Herz — man hat die Empfindung, als sei man hier überall von unbekannten Gefahren umringt. Es bedarf jahrelanger Gewöhnung an den Urwald und sein geheimnißvolles Leben und Weben, um gegen solche Gefühle und Empfindungen abgestumpft zu werden oder sie ganz zu verlieren. Aber selbst August Starke, der doch mit den Geheimnissen des Urwaldes von Jugend auf vertraut, äußerte gegen mich, daß er in den letzteren nur zum Zweck der Jagd seine Schritte lenke und daß ihm das Verweilen darin in keiner Weise Vergnügen bereite.

Wie anders der Wald Oesterreichs, der Wald Deutschlands! Unter seinen Buchen- und Eichenhallen, durch deren Grün das Sonnenlicht in goldigen Reflexen schimmert — auf seinen lauschigen Wiesenplätzchen, wo uns Glockenblumen, Ehrenpreis und Löwenzahn freundlich zunicken — bei seinem Quellengeriesel und Vogelgezwitscher geht uns das Herz auf und die Schwingen unserer Seele weiten sich!

Ich schlage jetzt ein neues Batt in meinem Reisetagebuch auf: das Blatt, auf welchem meine Erlebnisse in Valencia verzeichnet stehen. Valencia (eigentlich Nueva Valencia, Neu-Valencia, zum Unterschied von dem in Spanien gelegenen alten Valencia) ist nächst Caracas die wichtigste und volkreichste Stadt der Republik (Caracas zählt 70,000 Einwohner, Valencia deren 40,000) und der Mittelpunkt eines lebhaften Handelsverkehrs. Ich mochte dem Strande Venezuela's nicht Lebewohl sagen, ohne einige Tage in Valencia geweilt zu haben — dem Orte, wo nach der Unabhängigkeitserklärung schon zweimal die Geschicke der Republik entschieden wurden und der nur durch eine Kette von Zufälligkeiten der Ehre, die eigentliche Hauptstadt des Landes zu werden, verlustig ging. Anfänglich hatte ich die

Absicht gehabt, im Geleit eines wegekundigen Führers in südlicher Richtung über das Gebirge hinüber nach Valencia zu wandern, und zwar auf dem noch aus der spanischen Zeit stammenden Maulthierpfad, welcher noch um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts die einzige Verbindung zwischen der genannten Stadt und Puerto Cabello bildete. Seitdem hat man einen westlich um die Gebirgskuppen herumführenden Fahrweg angelegt — seit dem Jahr 1888 vermittelt sogar eine Eisenbahnlinie den Verkehr zwischen beiden Plätzen. Den in Rede stehenden Maulthierpfad, der nunmehr überflüssig geworden, ließ man jedoch gänzlich verfallen, obgleich er reich an malerischen Naturscenerien und Aussichtspunkten. Touristen- und Alpenclubs, welche es als ihre Aufgabe ansehen, die bestehenden Wege und Pfade in gutem Zustande zu erhalten sowie den Naturfreunden die landschaftlichen Schönheiten der Gegend zu erschließen, existiren ja in Venezuela nicht. Da nun der Gebirgsweg nach Valencia gegenwärtig in so ruinösem Zustande, daß er für Pferde und Maulthiere nicht mehr passirbar, so kann man nur zu Fuß auf ihm weiterkommen und der Marsch bietet Beschwerden und Strapazen genug. Einen Vorgeschmack von dem, was mir in dieser Beziehung bevorstand, hatte ich schon auf der Tour nach Starke's Hacienda genossen — im vorliegenden Falle nun hätte ich einen ganzen Tag lang mühevoll klettern und klimmen müssen, ehe es wieder an den Abstieg ging. Wenn ich auch das Pensum auf zwei Tage vertheilte, so stellte es doch an meine physische Leistungsfähigkeit große Anforderungen. Trotzdem würde ich dieselben, um meinen geistigen Reiseschatz durch neue Eindrücke zu vermehren, gern auf mich genommen haben, wenn ich nicht hätte fürchten müssen, mir durch eine Stunden lang andauernde Kletterpartie in glühender Temperatur ein Fieber zu holen. Diese Betrachtung ließ mich meinem Vorsatz untreu werden und die Eisenbahnroute vorziehen.

Der winzig kleine Bahnhof in Puerto Cabello liegt



Valencia.
Calle de Colombia.

am Ufer der östlichen Meeresbucht. Die Bahnlinie durchschneidet die südliche Vorstadt und zieht sich anfänglich durch wohlbebautes Terrain dahin, bis sie in das Gebirge einbiegt und dort immer höher und höher steigt. Von der Station Las Trincheras an — ein seiner heißen Quellen wegen vielbesuchter Badeort — bis La Entrada ist die Strecke für Zahnradbetrieb eingerichtet, da anders das Gebirgsjoch nicht übersetzt werden könnte. Hat man Nagurnagua, die letzte Station vor Valencia, erreicht, so erblickt man ein fesselndes Landschaftsbild. Im Norden, also auf derjenigen Seite, von welcher wir kommen, senkt sich das Gebirge schroff und steil, öde und zerklüftet, in die Ebene hinab — von Süden her schimmern, halbversteckt in Baumgrün und Zuckerrohrfeldern, die Häuser von Valencia — im Osten und Westen rahmen das Thal sanftgeschwungene Höhenzüge ein.

Es war halb sechs Uhr Abends, als ich, nach zweieinhalbstündiger Fahrt, an meinem Reiseziel anlangte. Von dem hübschen, geräumigen Bahnhof von Valencia nach dem Mittelpunkt der Stadt, der Plaza Bolivar, hatte ich noch, wie man mir sagte, einen Marsch von etwa zwanzig Minuten durch die längste Straße des Ortes, die calle de la constitucion, zu machen. Indessen meine Wanderung nahm das Doppelte dieses Zeitraums in Anspruch — bot sich doch unterwegs so viel Neues und Fesselndes, daß ich meine Schritte unwillkürlich mehr und mehr verlangsamte. Die calle de la constitucion bedeutet für den Valencianer das Nämliche, was die Ringstraße für den Wiener, was der boulevard des Italiens für den Pariser: hier promenirt nach des Tages Last und Hitze alle Welt, um frische Luft zu schöpfen, Andere zu sehen und selbst gesehen zu werden. Freilich, Valencia ist keine Großstadt und demnach fassen auch ihre Hauptverkehrsader keine Prachtgebäude ein, zieren sie keine Denkmäler — aber es säumen sie duftende Gärten und geschmackvolle Landhäuser. Die Sonne war eben im Untergehen begriffen und ließ den bergigen Hintergrund der

Landschaft im prächtigsten Violettblau aufglühen — plaudernde, lachende und scherzende Gruppen bewegten sich an mir vorüber — in den Gärten tummelten sich fröhliche Kinder beim Spiel — auf dem Fahrdamm sprengten elegante Reiter und Reiterinnen auf feurigen Pferden einher — kurz, die ganze Scenerie entbehrte nicht eines lebensvollen Reizes.

In den beiden, an der Plaza Bolivar gelegenen Hôtels fand ich, da sie bis zum Dach gefüllt, kein Unterkommen — einer der auf dem genannten Platze stationirten jugendlichen Stiefelwichser half mir aus der Verlegenheit, indem er mich nach einem etwas weiter entfernten Gasthof brachte, dessen Pforten sich mir denn auch zur Einkehr öffneten. Man gab mir ein Schlafzimmer nebst Salon von so großartigen räumlichen Dimensionen, daß ich mich in einen alten venetianischen Palazzo versetzt glaubte.

Am nächsten Morgen begann ich meine Rundtour durch die Stadt Die Plaza Bolivar, welche ich am vorhergehenden Abend nur flüchtig gesehen, rechtfertigt in keiner Weise die Lobpreisungen, mit welchen sie in einigen Reisenwerken über Venezuela bedacht worden. Von kleinem Umfange, aussichtslos, umsäumt von durchaus nüchternen Gebäuden, mit wenig geschmackvollen Blumenanlagen ausgestattet (die Alameda in Puerto Cabello ist im Vergleich mit ihr ein kleines Paradies) kann sie bei dem Fremden nur ein Gefühl der Enttäuschung erwecken. Ueber die sich an der südöstlichen Ecke des Platzes erhebende Kathedrale haben wir unser Urtheil schon oben gefällt: sie trägt von außen wie von innen den Stempel der Nüchternheit und Unbedeutendheit.

Verfolgt man von der Plaza Bolivar aus die calle de Colombia nach Osten zu, so gelangt man an die den Rio Cabriales übersetzende Morillo-Brücke, so genannt nach ihrem Erbauer, einem spanischen General. Am äußersten Ende der eben erwähnten Straße bildet die hochgelegene Kirche San Blas einen malerischen Augenpunkt.

Kein Deutscher, der in Valencia weilt, wird es unterlassen, einen Blick auf das Haus zu werfen, in welchem Alexander von Humboldt während seines Aufenthaltes in Valencia gewohnt. Dasselbe, jetzt einem Herrn Mariano Revenga gehörig, steht in der calle de Carabobo und läßt noch keine Spuren des Verfalles an sich wahrnehmen — nur am unteren Theil des Hauses ist der weiße Kalkbewurf hier und da abgesprungen. Weiter nach Norden in der nämlichen Straße gelangt man zu den Trümmern der durch ein Erdbeben zerstörten Kirche Santa Maria del Socorro — überwuchert von Schlingpflanzen und den azurenen Himmelsdom über sich, gemahnen sie an ähnliche Scenerien in der römischen Campagna.

Den besten Ueberblick über Stadt und Umgebung hat man von dem auf dem Gipfel einer Anhöhe erbauten Wasser-Reservoir aus. Hier sieht man, daß Valencia in einem Thalkessel gelegen, der im Osten von der blauen Fluth des großen Valencia- oder Tacarigua-Sees bespült wird. Jetzt ist es noch schwierig und umständlich, von Valencia an den herrlichen See, dessen romantische Schönheit schon Humboldt gerühmt, zu gelangen (man müßte denn ein eigenes Reitpferd oder Maulthier besitzen) — sobald aber die von deutschen Unternehmern und Ingenieuren in Angriff genommene Bahn Caracas-Valencia vollendet, wird sich dies ändern und alsdann eine Partie an den See von Valencia aus nicht mehr Zeit wegnehmen, als eine solche von Wien nach dem Kahlen- oder Leopoldsberg.

Die Fertigstellung der erwähnten Bahnlinie wird ohne Zweifel dazu beitragen, Valencia neue Elemente der Prosperität zuzuführen und seiner materiellen Entwickelung gleichsam Flügel anzusetzen. Schon jetzt läßt sich übrigens ein reger Fortschritt auf allen Gebieten erkennen. In der Einführung der elektrischen Beleuchtung ist die Stadt hinter Puerto Cabello nicht zurückgeblieben, ihre Straßen werden von Pferdebahnen durchzogen, ein neues großes Theater ist

im Bau begriffen. Auch hier leben, wie in der vorerwähnten Hafenstadt, die Deutschen in sehr geachteten und einflußreichen Stellungen — theils als Chefs kaufmännischer Häuser, theils als Industrielle. Das deutsche Clubhaus liegt in der südlichen Ecke der Plaza Bolivar und in seinen Räumen entfaltet sich jeden Abend eine heitere Geselligkeit.

Von Valencia bin ich nach Puerto Cabello zurückgekehrt, um hier die Ankunft des Hamburger Dampfers, der mich nach Centralamerika bringen soll, zu erwarten.

Venezuela, das früher beständig von blutigen Bürgerkriegen zerfleischt ward, erfreut sich jetzt einer völligen inneren Ruhe und geordneter Zustände. Bleiben diese befriedigenden Verhältnisse auf die Dauer bestehen, kann sich Venezuela der Ausbeutung seiner natürlichen Hilfsquellen ungestört widmen — dann wird es einen rapiden Aufschwung nehmen und seine Nachbarländer Colombia und Ecuador weit hinter sich zurücklassen.



Die Sterne des Meeres und ihre Verwandten.

Von Professor Dr. W. Heß.

> Preiset das Meer und alles, was in ihm,
> Jeglich Gewächs und werdend Gebild,
> Preiset das bewegliche, stets sich erneuernde,
> Herrlich befruchtende, Wolken gebärende,
> Preiset das Meer.
> W. Waiblinger.

Die größte und interessanteste aller nordfriesischen Inseln ist ohne Zweifel die Insel Sylt. Wir haben fern vom Gewühl des Hauptbadeortes Westerland in dem kleinen Wenningstedt unser Quartier aufgeschlagen und wenden unsere Schritte dem Strande zu. Vor uns erheben

sich die Dünen mit ihren mannigfaltigen Formen und verschiedenen Färbungen, namentlich bei gewissen Beleuchtungen den Schweizeralpen nicht unähnlich, mit denen sie auch oft schon verglichen sind. Eine tiefe Einbuchtung der Dünenkette erinnert uns an Sylt's stolze Vergangenheit. Es ist das Riesgap, das Riesenloch oder wie Andere wollen, das Reiseloch. Einst führte es zu dem berühmten Friesenhafen, an dessen Südseite Eidum, an dessen Nordseite Alt-Wenningstedt lag. Durch das Riesgap zog einst der Sage nach der verbannte Häuptling Hengist mit seinem Bruder Horsa und seinem Volke und gründete als König von Britannien fern von der Heimat ein neues Reich, das noch heute besteht. Aber der Friesenhafen ist längst vom Meere verschlungen, längst schon liegen die reichen Städte Eidum und Wenningstedt mit vielen anderen am Grunde des Meeres. Unablässig nagt das unersättliche Meer weiter an der Küste, unablässig wälzen sich die Dünen landeinwärts. Ob es den Menschen gelingen wird, das Verderben aufzuhalten? Es ist kaum anzunehmen. Viele Jahre werden noch darüber hingehen; dann aber werden sich die Dünen über die schöne Insel fortgewälzt haben und was sie zurückgelassen, hat das Meer verschlungen.

Unter solchen Betrachtungen haben wir die Dünen überschritten. Die zurückweichende Flut hat eine Menge Thiere am Strande zurückgelassen. Unter ihnen fällt uns ein großer Seestern auf (Fig. 1). Aber wie verschieden ist er von den trockenen Seesternen, die der Badegast als Merkwürdigkeit seinen Bekannten auf dem Festlande mitnimmt. Dieser ist vertrocknet, steif und starr wie aus Holz geschnitzt. Wie weich und rund sind dagegen die Formen des vor uns liegenden eben vom Meere ausgeworfenen Thieres, wie wölbt sich der Rücken und rollen sich die Strahlen, wie regt sich und webt alles an ihm! Eigenthümlich ist die sternähnliche Scheibenform seines Körpers. Die Fischer erklären diese Gestalt aus himmlischer Abstammung und erzählen darüber nach Professor Schwarz Folgendes:

Es war einst ein armer Fischerssohn, der nichts sein eigen nannte als seine Angel und seinen frohen Muth. Er sang vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein und wenn der Sturm tobte, die Brandung am wildesten brauste, da fühlte er sich am wohlsten und sang seine kräftigsten Lieder auf das Meer hinaus. Aber auf einmal ward er still und ließ den Kopf hängen und mied aller Menschen Nähe. Wie sollte er aber auch fröhlich sein, saß ihm doch im Herzen Liebesweh, von dem er nimmer zu gesunden glaubte. Was wollte, was konnte der arme Fischerjunge thun, um die Gunst des reichen Kaufherrn zu erringen, dessen Töchterlein ihm wider Willen so viel Liebesleid angethan hatte? „Der nur wird mein Eidam, der einen Palast mir bauen hilft mit Marmor und Silber, der meine Tochter in Seide hüllt und auf Daunen bettet und ihre Hand aufwiegt mit Gold und Edelstein." So ließ sich stolz der Kaufherr vernehmen.



Fig. 1. Seestern von der Rückenseite.

In einer hellen Augustnacht wanderte der arme Fischerjunge wieder zum Strande, um seinen Schmerz auszuweinen zwischen den Felsen des Meeresufers, die stumm mitleidsvoll, barmherziger waren als das steinerne Herz des Kaufherrn. Da fiel ein Stern vom Himmel ins tiefe Meer; ihm folgte ein zweiter, dritter, vierter, eine ganze Menge und leuchteten unten am Grunde wie blinkendes Silber. Schnell fuhr er mit dem Nachen hinaus an die Stelle, senkte sein

Netz in die Fluth bis auf den Grund und hob mit fieberhafter Hast einen Klumpen reinsten Silbers heraus. Den trug er des andern Morgens eilends zum Kaufherrn; die nächste Nacht fischte er wieder einen Klumpen Silber und trug ihn wieder eilends zu dem Vater seiner Geliebten. Aber dieser meinte es nicht gut mit dem armen Jungen. In der nächsten Nacht ging er mit hinaus zum Strande, um die metallenen Sterne selbst aus dem Meere zu holen. Aber während der Fischerjunge immer glücklich ein Stück gediegenen Metalls nach dem andern hervorzog, war des Kaufherrn Netz stets leer geblieben. Aergerlich darüber stieß er mit einem gewaltigen Ruck den Jungen vom Felsen tief in die Fluth hinab, daß der Arme ertrank. Da hörten die silbernen Sterne auf dem Meeresgrunde plötzlich auf zu leuchten und wurden zu unheimlichen Thieren, die auf dem Meeresboden langsam umherkrochen. Ein vom Himmel herabfallender Stern aber erschlug den gierigen, grausamen Kaufherrn. Seit dieser Zeit leben die Seesterne im Meere, und wenn in heller Augustnacht ein Stern vom Himmel fällt, bekreuzen sich die Fischer am Strande und beten für den armen Fischerjungen.

Mehr als unser gewöhnlicher Seestern entsprechen dieser Sage die in größerer Meerestiefe vorkommenden Arten der Gattung Bringa, welche in den wundervollsten Farben wie Edelsteine glänzen und leuchten.

Unser Seestern entbehrt dieser Eigenschaften. Er ist auf der oberen etwas gewölbten mit warzigen Stacheln versehenen Seite röthlich, auf der unteren weicheren dagegen gelblich gefärbt. Die Strahlen oder Arme sind keine Anhängsel, wie der Name anzudeuten scheint, sondern wirkliche Theile des Körpers, da sich die Körperhöhle in dieselben fortsetzt. Nur bei den verwandten Schlangensternen nehmen die Arme keine Fortsetzungen der Leibeshöhle in sich auf, sind scharf von dem Körper abgesetzt, also wirkliche Anhänge. Der Körper des Seesterns enthält ein in Wirbeln

gegliedertes inneres Skelet und ein aus Reihen von Platten bestehendes Hautskelet. Man hat die Zahl der Skeletstücke eines Thieres auf 1100 angegeben.

In der Mitte der unteren Fläche liegt die zahnlose Mundöffnung, welche direct in den Magen führt. Von ihr erstrecken sich fünf tiefe Furchen bis zu den Spitzen der Arme. In diesen „Ambulacralreihen“ befinden sich vier Reihen kleiner Poren. Legen wir unseren Seestern mit dem Rücken nach unten ins Wasser, so werden aus diesen Poren zahlreiche schlauchartige Gebilde ausgestreckt, welche sich schlängelnd nach allen Seiten bewegen und von den Uneingeweihten für Würmer gehalten werden könnten. Es sind die Bewegungsorgane des Seesterns, die Füßchen. Diese Schläuche besitzen an ihrem Ende eine Saugscheibe und werden durch Wasser aufgeschwellt. Das Wasser gelangt durch eine auf dem Rücken befindliche, siebartig durchlöcherte Platte, die Madreporenplatte, in den Körper, wird dann durch einen quer durch den Körper gehenden Canal, den Steincanal, in ein den Mund umgebendes Ringgefäß geleitet und kommt von diesem in die Wasserblasen, die Ampullen, von denen es in die Füßchen gepreßt werden kann, wodurch diese anschwellen und aus den Poren hervortreten. Mit Hilfe dieser Füßchen bewegt sich der Seestern kriechend fort. Wenn man dieses Gewirr von Füßchen betrachtet, so sollte man kaum glauben, daß es möglich wäre, wie Jäger sagt, alle diese Tausende von gleichartigen Gebilden zweckmäßig zu beherrschen und die Bewegung zu einem bestimmten Ziel zu führen; und doch ist dieses der Fall. Unebenheiten des Bodens halten das Thier auf seinem Marsche nicht auf; ja der Seestern ist sogar im Stande, an senkrechten Abhängen auf und abzukriechen und zwischen den Seepflanzen umher zu klettern, wobei ihm die Beweglichkeit seiner Arme sehr zu Statten kommt. Ein Seestern von 10 *cm* Durchmesser legt in einer Minute einen Weg von 7 *cm* zurück. Kommt ein Seestern zufällig auf den Rücken zu liegen, so ist er im

Stande durch Zurückbeugen der Arme und Festsaugen mit den Füßchen sich umzuwenden. Das scheinbar so unbehilfliche Thier ist sogar fähig, auf Krebse und kleine Fische mit Erfolg Jagd zu machen. Ob ihm hierbei die am Ende der Arme liegenden, als rothe Pünktchen erscheinenden zusammengesetzten Augen Dienste leisten, ist noch zweifelhaft. Die Hauptnahrung des Seesterns besteht jedoch in todten Thieren und Muscheln, unter denen er als echter Feinschmecker den Austern den Vorzug gibt. Kleine Thiere werden verschlungen, größere ausgesogen. Eine Muschel umschlingt er mit den Armen, läßt dann einen scharfen Saft in die Schalen fließen, wodurch das Muschelthier getödtet wird und die Schalen sich öffnen, dann stülpt er den Magen hervor, umfaßt damit den Körper des Muschelthieres und saugt es aus.

Wegen ihrer Vorliebe für die Austern sind die Seesterne den Fischern sehr verhaßt und sie suchen daher jeden Seestern, den sie in ihrem Netze finden, zu vernichten. Meist wenden sie jedoch ein wenig zweckdienliches Mittel an, indem sie das Thier zerreißen und die Stücke ins Meer zurückwerfen. Der Seestern hat nämlich ein wunderbar großes Reproductionsvermögen. Nicht nur erzeugen sich die abgerissenen Arme wieder, sondern auch die einzelnen Arme können sich unter Umständen wieder zum vollkommenen Thiere entwickeln. Nach Rymer Jones wuchsen an einem abgerissenen Seesternarm schon nach fünf Tagen vier kleine neue Strahlen und am Ende des Monats war er vollkommen ausgebildet. Die Fischer erhalten also statt eines Feindes, den sie zu vernichten glauben, so viel neue, wie sie ihn in Stücke zerrissen haben.

Ebenso wunderbar ist die Fähigkeit einiger Seesterne, sich selbst zu tödten. Man hat dies namentlich bei einer Luidia beobachtet, die man deshalb auch die zerbrechliche genannt hat. Sobald sich dies Thier nämlich gefangen fühlt, so zerfällt sein Skelet durch starke Contractionen der Muskel

in seine Theile und statt des Thieres finden wir einen Haufen abgelöster Glieder.

Dieselbe Eigenschaft finden wir auch bei den Haarsternen oder Crinoiden (Fig. 2), welche den Seesternen sehr nahe stehen. Jäger gibt folgende anschauliche Beschreibung der Haarsterne: Denke dir, lieber Leser, einen Farnwedel, dessen Stengel und Fiederäste aus Hunderten von steinernen Gliedern zusammengesetzt sind, und füge dir fünf solcher mehr

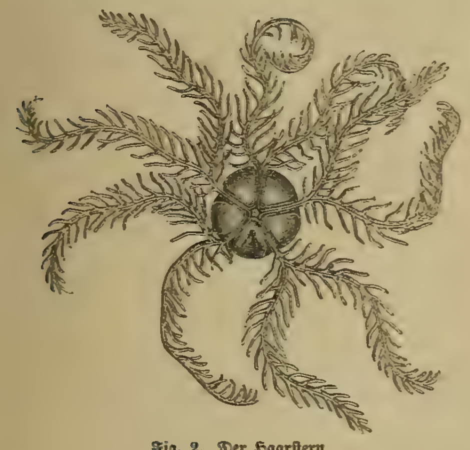
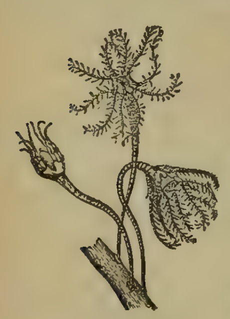


Fig. 2. Der Haarstern.

als handlange Wedel zu einem Stern zusammen, so hast du das Bild dieser merkwürdigen Geschöpfe. Noch eigenthümlicher wird das Bild, wenn dies sonderbare Wesen mit den fünf bis zehn langen Wedeln in aufeinanderfolgenden, peitschenartigen Schwingungen schlagend, mit dem Takt einer riesigen Kreuzspinne — nicht schwimmt, nicht segelt, nicht geht, sondern in einer Mischung von allen diesen Bewegungsarten einer toll gewordenen Blume gleich durch das Wasser dahin

rast. Hat das Thier einen Platz gefunden, wo es ausruhen kann, so hält es sich mit fünf kurzen Fasern, welche auf der Rückenseite am Vereinigungsorte der fünf Wedel stehen, fest und rollt die letzteren nach einwärts auf, wiederum das Bild eines im Aufknospen begriffenen Farnwedels darbietend.


Fig. 3. Pentacrinusform des Haarsterns.

Wird der Haarstern krank und kommt dem Tode nahe, so wirft er Glied nach Glied ab, so daſs der Boden mit lauter einzelnen Gliedern bedeckt ist, während der Rumpf sich noch bewegt und umherkriecht. Auch das Reproductionsvermögen ist bei ihm sehr stark, so daß abgebrochene Arme nach kurzer Zeit wieder wachsen.

Höchst eigenthümlich ist die Entwickelung des Haarsterns. Aus dem Ei kommt eine mit Wimpern bedeckte infusorienartige Larve, welche frei im Wasser umherschwimmt. Nach einiger Zeit verliert dieselbe die Wimpern, fällt zu Boden und setzt sich fest. Jetzt bildet sie sich zur Pentacrinusform aus (Fig. 3). Sie entwickelt einen langen Stiel, auf dessen Spitze sich ein gepanzerter Becher befindet, welcher oben von einer dünnen Haut umschlossen ist, in deren Mitte die Mundöffnung liegt. Nach einiger Zeit löst sich der Becher vom Stiele los und geht durch allmäliges Wachsthum und Veränderungen in die freibewegliche, vollständige Haarsternform über.

In seiner frühesten Jugend, sagt Jäger, gleicht der Haarstern einem Infusorium, später hält er uns das Bild einer Wurmlarve vor mit ihren Wimperreihen, dann wächst er fest als echtes Pflanzenthier, auf einem Stengel in die Höhe strebend, gleich einer Palme oder einem Polypen, und zum Schlusse löst sich die Krone des Baumes, um wieder das zu werden, was das Thier anfangs war, nämlich frei.

Während der Haarstern eine höchst seltene Erscheinung am Sylter Strande ist, sehen wir dort noch andere Verwandte des Seesterns in großer Menge umherliegen. Es sind Seeigel. (Fig. 4). Auf den ersten Blick scheinen die Seeigel mit den Seesternen allerdings wenig Aehnlichkeit zu haben. Aber wir können ihre Form leicht aus der des Seesterns ableiten. Nehmen wir einen Seestern und biegen die Arme nach oben, denken uns alsdann die Madreporenplatte mit ihrer Umgebung in die Höhe gehoben, so daß sie den Raum zwischen den Armspitzen ausfüllt, so haben wir die Gestalt des Seeigels. Dem entspricht auch, daß die Mundöffnung in der Mitte der Unterseite liegt und daß an den Seiten fünf ambulacrale Strahlen, welche durchbohrt sind und Füßchen austreten lassen, mit fünf interambulacralen Strahlen abwechseln. Die Füßchen treten also nach allen Seiten aus. Ihre Einrichtung stimmt mit der beim Seestern völlig überein. Abweichend vom Seestern ist aber die größere Ausdehnung der Kalkplatten in der Haut, welche beim Seeigel zusammenstoßen und eine feste Kalkschale bilden. Außerdem besitzt der Seeigel einen Kauapparat (Fig. 5), der dem Seestern, wie wir gesehen haben, gänzlich fehlt. In einem die Mundöffnung umgebenden Ringe ist ein Apparat von Kegelgestalt beweglich eingelenkt. Dieser Kegel besteht aus fünf völlig gleichen dreiseitigen Pyramiden, von denen jede aus zwei Seiten-

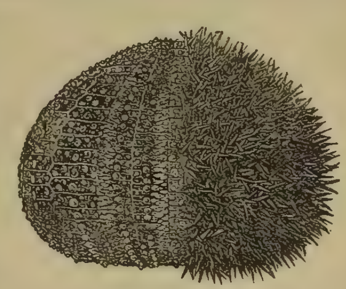


Fig. 4. Der Seeigel, zur Hälfte von den Stacheln entblößt.

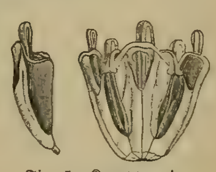


Fig. 5. Kauapparat des Seeigels.

wandplatten besteht, zwischen denen ein langer dreikantiger Zahn mit seiner meißelartig zugeschärften Spitze aus der Pyramide hervorragt. Der ganze Apparat besteht aus vierzig einzelnen Stücken und ist unter dem Namen „Laterne des Aristoteles" bekannt. Bemerkenswerth ist noch, daß die Zähne wie bei den Nagethieren, den Hasen, Kaninchen u. s. w. nachwachsen.

Die ganze Oberfläche der Schale ist mit Stacheln besetzt, welche mittelst einer Gelenkpfanne auf halbkugeligen Warzen stehen, so daß sie willkürlich bewegt, aufgerichtet und niedergelegt werden können. Die Stachel dienen dem Seeigel daher auch zur Fortbewegung, und er stelzt mit ihnen am Meeresgrunde umher, während die weit über den Stacheln hervorragenden Füßchen den Körper zugleich fortziehen. Da Stacheln und Füßchen sich am ganzen Körper befinden, so kann sich das Thier ebenso gut auf der oberen wie auf der unteren Seite bewegen, sich sogar wie ein Wagenrad auf der Seite fortrollen. Caillaud zählte bei dem gemeinen Seeigel 1400 Füßchen.

Die Nahrung des Seeigels besteht hauptsächlich in Meerpflanzen, Algen und Tangen, welche er abweidet, jedoch nimmt er auch mit thierischer Nahrung vorlieb.

Die Augen liegen bei den Seeigeln um den Scheitelpol herum. Namentlich die Gattung Diadema besitzt sehr hoch entwickelte Augen. Dieselben zeigen sich als leuchtende, blau irisirende Flecke. Jedes Auge besteht aus 200 einzelnen Pyramiden. Daß diese Augen dem Thiere treffliche Dienste leisten, geht aus der Beobachtung hervor, daß, wenn man die Hand dem Seeigel nähert, er drohend seine langen Stacheln nach der Gegend richtet, von welcher die Gefahr naht.

Die geistigen Eigenschaften des Seeigels scheinen höher zu stehen als die des Seesterns. So sucht sich der Seeigel z. B. vor seinen Feinden zu schützen, indem er Muschelschalen, Tangblätter und dergleichen auf den Rücken nimmt und sich dadurch unkenntlich macht. Nimmt man ihm diese

Sachen fort, so sucht er sie sich sofort wieder und nach kurzer Zeit nehmen sie ihren alten Platz wieder ein.

Während die Seesterne höchstens zum Düngen des Landes zu verwerthen sind, werden Seeigel an vielen Orten gegessen. Schon auf den Tafeln der alten Griechen und Römer waren sie ein bekanntes Gericht. In Corsica und Algier wird Echinus melo gegessen, in der Provence der gemeine Seeigel, Sphaerechinus esculentus, an der italienischen und südfranzösischen Küste Toxopneustus lividus. Von letzteren sollen in Marseille allein jährlich 100000 Dutzend zu Markte gebracht und das Dutzend zu 30—60 Centimes verkauft werden. Man ißt sie entweder roh, indem man die Schale zerschlägt und Citronensaft hinein tröpfelt, oder gekocht, wodurch sie roth wie die Krebse werden und auch ähnlich schmecken, indem man Brotschnitte hineintaucht und sie alsdann wie gesottene Eier ißt. Man erbeutet sie entweder durch Tauchen oder holt sie bei geringerer Tiefe mit gespaltenen Stöcken vom Meeresgrunde hervor.

Ein anderes dem Seestern verwandtes Thier, die Holothurie oder Seegurke findet sich an der Küste von Sylt nicht.



Russischer Wandererwerb.

Von Rudolf Engelhart.

Eine in unseren Tagen vielfach behandelte Frage auf volkswirthschaftlichem Gebiete ist die sogenannte Sachsengängerei, jener alljährlich wiederkehrende Wanderzug der polnischen Arbeiterschaaren nach den sächsischen und westlicher gelegenen Landestheilen, in denen sie sich während des Sommers verdingen und die Feldarbeit verrichten. Eine

ähnliche Erscheinung nun tritt uns in dem wirthschaftlichen Leben Rußlands entgegen, auch hier wandern zu bestimmten Zeiten ganze Ortschaften aus, um für ihrer Hände Arbeit Verwendung zu suchen und auch hier kehren sie, wenn die Periode des Verdienstes verflossen ist, in ihre heimischen Dörfer zurück. Und doch herrscht zwischen beiden Vorgängen ein außerordentlicher Unterschied. Denn während es sich bei uns um eine Landbevölkerung handelt, die sich wieder ländlichen Arbeiten widmet, ziehen die russischen Bauern als Handwerker in alle Theile des Reiches aus. Fast die Hälfte des russischen Landvolkes Mittelrußlands lebt während eines Theils des Jahres vom Wandererwerb.

Die sonderbare Vereinigung von Bauer und Handwerker in einer Person bedarf einer Erklärung. Die eigenartigen Besitzverhältnisse der russischen Landwirthschaft bringen es mit sich, daß der russische Bauer von den Erträgen des ihm zustehenden Bodenantheils allein nicht leben kann. Die Noth hat ihn erfinderisch gemacht und sein angeborenes Nachahmungstalent hat ihn sich schnell die nöthige Fertigkeit für eine Reihe von Gewerben aneignen lassen.

So ist der russische Bauer Mittelrußlands in der That zu einer Jahreszeit Ackersmann und zur anderen Handwerker. Die Dauer seiner Abwesenheit von der Heimat ist verschieden. Viele gehen nur für einen bestimmten Jahresabschnitt, die Saison, fort, andere fast das ganze Jahr und kehren nur zur Heumahd oder zu Weihnachten oder zur Butterwoche zurück. Zur Besorgung der Feldarbeiten wird entweder ein Nachbar gemiethet oder die Frau muß mit den Mägden einstweilen zusehen, wie sie sich durchquält, bis der Mann zur Unterstützung wieder eintrifft.

Das ganze russische Reich wird von den wandernden Handwerkern durchstreift, die bis nach Sibirien, ja bis nach Mittelasien vordringen, sich aber mit Vorliebe in den großen Hauptstädten ansammeln. Wie bedeutend dieser Zusammenfluß ist, ersieht man aus einer Zählung in St. Petersburg,

wo sich im Jahre 1879 über 200.000 Bauern aufhielten, die Landgemeinden zugeschrieben waren. In Moskau ergaben sich im Jahre 1872 über 250.000 solcher Bauern, die 43 Proc. der Bevölkerung ausmachten. Die Zahl der Auswanderer aus den verschiedenen Districten richtet sich nach den Erträgen des Bodens. Ihre Menge wächst um so mehr, je weniger die Landwirthschaft abwirft, Gegenden, deren Bauern ganz kleine und unfruchtbare Landantheile haben und die auch keinen Flachs bauen, sind vollständig auf den Wandererwerb angewiesen. Es gibt Dörfer, wo zu gewissen Jahreszeiten kein einziger Mann zu Hause ist, wo die Frauen alle Arbeiten allein ausführen, wo sie pflügen und eggen, wo sie Dünger und Holz fahren, wo sie säen und ernten und wo Monate hindurch kein einziges Kind geboren wird.

Zuweilen tritt ein plötzlicher Anlaß zu verstärktem Wandererwerbe durch Mißernten ein. Selbst Bauern in mittleren Verhältnissen sehen sich dann unerwartet vor die Nothwendigkeit gestellt, in der Fremde einen Nebenerwerb zu suchen. So rief die Mißernte im Jahre 1879 einen außergewöhnlichen regen Wandererwerb hervor. Alle Fabriken und gewerblichen Unternehmungen waren von Arbeitern überfüllt, Moskau war überschwemmt von Fuhrleuten und selbst wohlhabende Familien, die seit Jahren die Heimat nicht verlassen hatten, zogen auf Erwerb aus; zahlreiche Landwirthe in der Provinz Smolensk nagelten ihre Häuser zu und gingen mit Weib und Kind auf eine Fabrik.

Jeder Bauer, der auf Wandererwerb ausgehen will, hat sich dazu von der Behörde einen Erlaubnißschein ausstellen zu lassen. Für 1—6 Monate erhält er ein Billet, für ½—1 Jahr einen Paß. Ohne diese Zeugnisse wird vom Arbeitgeber kein Arbeiter angenommen und die Polizei betrachtet ihn ohne dieselben als Vagabunden.

Eine russische Eigenthümlichkeit ist es wiederum, daß nicht der eine Bauer dieses und der andere jenes Handwerk als Nebenerwerb betreibt, sondern daß sich ganze Dörfer, ja

oft ganze Gegenden einer und derselben Beschäftigung widmen. In der Provinz Wladimir zeichnet sich das ganze Gebiet längs der Kliasma, die mit der Oka in die Wolga fließt, durch ihre Bauhandwerker aus. Von 548 Dörfern des Pokrow'schen Kreises sind 500 von Zimmerleuten bewohnt, fast die ganze männliche Bevölkerung, vom 15. Jahre an, geht auf Zimmermannsarbeit aus. Nur zur Heumahd kehren sie nach Hause zurück. Auf dem rechten Ufer der Kliasma im Kreise Wladimir wohnen die Maurer. Der Mittelpunkt für das nordöstliche Rußland ist der Flecken Kukarka, im Kreise Jaransk. Hier und in den umliegenden Kreisen der Provinz Wätka leben bis 10.000 Zimmerleute.

Für gewöhnlich verdingen sich die einzelnen Zimmerleute einem Unternehmer, der oft ein reicher Bauer und zugleich selbst ein erfahrener Fachmann ist, mitunter kommen aber auch Unternehmer aus den uralischen Provinzen herangefahren. Eine kleine Gruppe von Arbeitern — 8—15 Mann — schließt sich zu einem Artel, einer Genossenschaft, zusammen, die solidarisch für ihre Mitglieder haftet. Findet sich ein Zimmermann nicht zur Arbeit ein, so darf der Unternehmer das Handgeld zurückfordern und vom Artel eine Buße von 25 Rubel erheben, verläßt er vor dem vereinbarten Termin die Arbeit, so kann der Unternehmer 50—80 Kopeken für jeden ausgefallenen Tag Entschädigung fordern.

Mit dem Artel wird ein schriftlicher Vertrag geschlossen, durch den sich die Arbeiter verpflichten, alle ihnen auferlegten Arbeiten auszuführen und etwaigen Falles sich auch an einen anderen Unternehmer weiter vermiethen zu lassen. Zuweilen wird auch der Speisezettel festgestellt. Zwei Gänge muß es zu Mittag geben: Erbsen und Grütze an Fastentagen, sonst Kohlsuppe mit Fleisch, je ein Pfund auf den Kopf und Grütze mit einem Pfund Oel für 20 Mann.

Nach Abschluß des Contractes werden die Handgelder ausgezahlt und die Pässe abgenommen. Für Kleidung und Werkzeuge hat der Arbeiter selbst zu sorgen, die Wohnung

hat dagegen der Unternehmer zu stellen. Der Beginn der Arbeit fällt gewöhnlich auf Anfang März, der Schluß auf Mitte November. Viele Zimmerleute bleiben indeß nur bis zur zweiten Hälfte des Juli, wo die Roggenernte beginnt. Ende August gehen sie wieder auf Arbeit aus und zwar in größerer Anzahl als im Frühling.

Ihre tägliche Arbeitszeit währt von Sonnenaufgang bis zum Niedergang. Zum Mittagessen wird ihnen eine halbe Stunde Frist gegeben, dann können sie zwei Stunden sich erholen. An den Sonntagen und sechzehn Feiertagen unterbleibt die Arbeit. Die Hinfahrt nach dem Ort ihrer Bestimmung findet auf Kosten des Unternehmers, die Rückfahrt in die Heimat auf eigene Kosten statt. Als Ausbeute für eine neunmonatliche Arbeitszeit erübrigt der Zimmermann nach Abzug der Unkosten für die Heimreise und die Anschaffung neues Werkzeugs oft nur gegen 50 Rubel.

Durch neun Aemter der Kreise Serpuchow und Podolsk ist das Glasergewerbe verbreitet. Hier ist schon ein geordnetes Lehrwesen eingerichtet. Wenn ein Knabe das elfte Lebensjahr erreicht hat, so bitten die Eltern einen Meister um die Erlaubniß, ihn „herbeiführen“ zu dürfen. Gefällt er, so wird ein Vertrag auf der Amtsverwaltung abgeschlossen. Die Lehrzeit wird auf drei Jahre gegen einen Lohn von 75 Rubel festgesetzt. Die Reisen, Beköstigung, Wäsche, Bäder und Schuhwerk muß der Meister bestreiten.

Anfänglich stößt der Knabe Kreide, verkittet die Scheiben und wird nebenbei als Laufbursche benützt. Bald ist der Lehrling „Ausgelernter“ und bleibt dann gewöhnlich noch zwei Jahre für höheren Lohn bei seinem Meister. Dann wird er Arbeiter und erhält nun 25 Blätter Glas und Kitt. Mit diesem Vorrath, der ihm natürlich höher, als er den Meister kostet, berechnet wird, wandert nun der Arbeiter hinaus und sucht seine Glaserarbeit so theuer als möglich bezahlt zu machen. Alles, was die Arbeiter über die festgesetzten Preise erzielen, betrachten sie als willkom-

mene Beute. Die beste Jahreszeit ist der Herbst. Im Allgemeinen ist die Glaserei ein lohnendes Gewerbe und wenn die Glaser nach Hause kommen, so halten sie es unter ihrer Würde zu arbeiten. Sie verprassen dann ihren Verdienst und lassen sich zu Weihnachten und in der Butterwoche nichts abgehen. Die Arbeitszeit, für die die Arbeiter gewöhnlich angenommen werden, dauert von Ostern bis Anfang December.

Einen anderen Wandererwerb bildet die Ziegelstreicherei. Nach den Ziegeleien im Kreise Moskau kommen, da die örtliche Bevölkerung leichtere und lohnendere Arbeit findet, aus Kaluga, Tula, Smolensk, Twer, Risan und Kostroma Schaaren von Wanderarbeitern zusammengeströmt. Geformt werden die Ziegel von Mitte Mai bis Mitte August, gebrannt aber bis Anfang October. Die Arbeitszeit beträgt 12—15 Stunden täglich.

Die Former und die übrigen Stücklohnarbeiter vereinigen sich zu einer Beköstigungsgenossenschaft, einem Artel, und erwählen aus ihrer Mitte einen Aeltesten, der im Einverständniß mit dem Arbeitgeber die Wirthschaft leitet. Man ißt dreimal am Tage, um 9½ Uhr wird gefrühstückt, worauf gegen 2 Stunden Schlafzeit gewährt wird, um 3 Uhr wird zu Mittag und um 8 Uhr zu Abend gegessen. Da die Arbeiter gewöhnlich vor Beginn der Saison zur Bezahlung ihrer Steuern Handgeld genommen haben, und sie in den ersten Monaten abarbeiten müssen, so verfügen sie anfänglich über keine Baarmittel. Sie sind demnach gezwungen, ihren Lebensunterhalt vom Arbeitsgeber zu entnehmen oder ihn aus einem Laden auf Buch zu holen. Die Ladeninhaber borgen den Arbeitern selbst nicht, sondern rechnen mit den Ziegeleibesitzern ab. Die Nahrung besteht aus Kohlsuppe mit Salzfleisch, mit schlechteren Sorten frischen Fleisches, mit Schinken oder Schweinefett, aus Grütze mit Rinderfett und aus Roggenbrot und Kwas, einem bierartigen Getränk.

Da die Arbeit hauptsächlich im Sommer ausgeführt wird, so sind besondere Behausungen für die Arbeiter nicht vorhanden. Daher verbringen sie häufig die ganze Zeit an der frischen Luft. Die Former schlafen in den Ziegelhütten auf ihrer Kleidung, die Brenner unter den Dächern der Oefen, die Lehmarbeiter unter freiem Himmel in der Nähe ihrer Schubkarren oder sie flüchten sich bei schlechtem Wetter unter irgend ein Dach. In den Ziegeleien mit beständiger Arbeit schlafen sie auf den Oefen oder auf Brettern und den Ziegeln selbst.

Die Arbeit in den Ziegeleien erfordert außerordentliche Kraftanstrengungen, so daß die Arbeiter selbst bei guter Beköstigung nach drei Monaten an Gewicht verlieren. Besonders angegriffen werden die jugendlichen Arbeiter, die den Formern Lehm reichen. Ein Theil muß stets in Schmutz und Feuchtigkeit arbeiten, ein anderer in Rauch uud Zugwind, so daß sich Fieber und Augenentzündungen einstellen. Die Kranken liegen gewöhnlich in der Küche mit den Gesunden in einer Reihe. Beim Lehmtreten setzen sich in die Füße oft so viel Steinchen und Erdstücke, daß die Arbeit oft ganz eingestellt werden muß.

Für etwaige Versäumnisse und Vergehen unterliegen die Former originellen Strafen. Wenn nämlich der Aufseher merkt, daß sie schlecht gearbeitet haben, so beginnt er die Ziegel zu wälzen und zu kneten. Es kommt vor, daß er bis 3—5000 Ziegel auf diese Weise vernichtet. Oft nehmen aber auch die Arbeiter eine solche ungerechte Strafe nicht gutwillig hin. Dann kehrt der Bestrafte einen Eimer um und fängt an auf ihm zu trommeln. Auf dieses Zeichen laufen alle anderen Former zusammen und verlangen eine Erklärung, so daß mitunter die ganze Arbeit in Stillstand geräth.

Wahre Wandervögel sind die Schneider. Die Schneiderei ist das herrschende Gewerbe in den Kreisen Poschechanje und Romanow. Mit drei bis fünf Arbeitern ziehen

die Meister Mitte August auf die Wanderschaft, sie kommen bis Petersburg und Archangelsk, bis Kasan und Simbiosk und kehren erst im Juni wieder heim. Gewöhnlich wird vom Meister ein Ort mit lebhaftem Marktverkehr zum Mittelpunkt seiner Operationen gewählt. In ihm miethet er eine Wohnung, die in gesundheitlicher Beziehung Alles zu wünschen übrig läßt.

Außerordentlich anschaulich schildert A. Thun einen solchen Meister der Elle. „Jefim oder Jefimka, wie ihn gewöhnlich die Bauern je nach der Größe ihrer Bestellungen nennen, besucht zunächst nach seiner Ankunft alle Händler mit Manufactur- und Pelzwaaren und bittet alle um ein Trinkgeld, indem er verspricht ihnen Käufer im Verlaufe des Winters zuzuführen. Diese Schenkungen im Betrage von je 5, 10 und höchstens 30 Kopeken hält Jefim Dovanowitsch für seine Pflicht des Abends zu vertrinken. An den Wochenmärkten durchläuft er alle Gasthäuser und sucht seine Kunden auf, welche er alle ohne Ausnahme mit Vor- und Vatersnamen kennt. Muß ein Bauer Tuch zur Kleidung kaufen, so fordert er den Schneider auf, mit ihm den Stoff zu wählen. Dieser schlägt nun einen bekannten Händler vor und hierbei kommt es zu Mißhelligkeiten; gewöhnlich zieht aber doch der Schneider durch die Gewalt seiner Rede den Bauer zu dem beliebten Laden, zu demjenigen nämlich, wo ihm die größten Sporteln, etwa 15—50 Kopeken, je nach der Größe des Ankaufs, bewilligt werden. Darauf werden noch Futter, Zwirn und Knöpfe gekauft und der Schneider führt den Kunden ins Gasthaus, wo er ihn mit Thee und Branntwein bewirthet. Nun wird der Handel abgeschlossen und der Termin für die Ankunft bestimmt."

Am festgesetzten Tage trifft der Schneider mit seinen Arbeitern ein, geht aber sofort selbst wieder auf die Wochenmärkte und kehrt stets betrunken wieder heim. Fast nie bleibt es bei einer Arbeit im Bauernhofe, immer findet sich noch etwas zu bessern, in einen blauen Rock werden

schwarze oder dunkelgrüne Aermel eingesetzt und der Rock ist wieder gut genug, um darin an den Feiertagen einher zu stolzieren.

Während der Arbeit erhalten die Schneider freie Wohnung, Beköstigung und Thee. Die Löhne für das Nähen eines Pelzes betragen 3—5 Rubel, eines Rockes 2—3, eines Paar Hosen gegen 1 Rubel.

Die Trunksucht ist eine wesentliche Eigenschaft der Schneider. Außerdem ist aber auch die Ernährung eine sehr mangelhafte, so daß sie mit dem Aussehen von Gemarterten, mit blassen, eingefallenen Augen und nicht selten mit unheilbaren Krankheiten belastet, heimkehren.

Aber bei diesen Beschäftigungen ist der Bauer nicht stehen geblieben, er hat sich im Wandergewerbe auch gelehrteren Professionen zugewandt. Im Kreise Beschezk der Provinz Twer sind viele Bauern Roßärzte. Diese Charlatane verstehen es sich in den Augen des Volkes das nöthige Ansehen zu geben und thun mit ihren Kenntnissen im Veterinärwesen nicht wenig wichtig. In Wirklichkeit beherrschen sie nur die gewöhnlichsten Kunstgriffe, namentlich das Aderlassen. Schon die Kleidung ist darauf eingerichtet, das Ansehen ihrer Person nach Kräften zu heben. Der Stab mit dem kupfernen Griff und eisernen Enden, der Gurt mit dem Kupferschmuck, der Sack mit der Darstellung von Roß und Reiter, in dem Messer und Lanzetten aufbewahrt werden — alles das im Verein mit den aufgezogenen Augenbrauen und der gelehrten Miene verursacht dem Bauer großen Respect. Manche Roßärzte versehen sich zur Steigerung der Achtung auch noch mit gewissen Kräutern, deren geheimnißvolle Eigenschaften gewöhnliche Sterbliche ohne ihre Hilfe nicht benützen können.

Durch diese Mittel erwerben sich einige Roßärzte 60—200 Rubel, andere noch mehr in einem halben Jahr. Für einen Besuch erhält ein weniger renommirter Roßarzt 50 Kopeken bis 2 Rubel, eine Autorität dagegen wird mit

5 Rubeln bezahlt. Freilich kehren auch oft die Roßärzte ohne einen Kopeken in der Tasche heim und haben noch überdies Hunger und Kälte gelitten.

Rußland sicher allein in Europa eigenthümlich ist das Gewerbe, das wir zum Schluß erwähnen wollen, das berufsmäßige Bettlergewerbe. Auch dieses hat sich der Bauer zum Wandererwerb zu gestalten gewußt. Bei seiner Schilderung wollen wir der interessanten Darlegung A. Thun's folgen.

Mit dem Bettlergewerbe beschäftigen sich mehrere Aemter in der Provinz Moskau wie Wyschegorodskaja und Simbuchowskaja. Im letzteren Bezirk haben 52 Dörfer mit 4318 männlicher Revisionsseelen sich diesem Erwerb gewidmet. Die Bettler sind unter dem Namen Schuwaliki bekannt, da sie ein Jahrhundert lang Leibeigene des Grafen Schuwalow waren. Nach der Befreiung erhielten sie den vollen Landantheil, reichlich Wald und Wiesen und können die wüstliegenden herrschaftlichen Felder als Weide benutzen, die Viehzucht und Landwirthschaft sind besser als in den angrenzenden Ortschaften entwickelt, die Zwiebelzucht gewährt bedeutende Einnahmen und drei nahe gelegene Städte bieten einen vortheilhaften Absatz. Zu Bettlern machte die Bauern das Jahr 1812. Schon früher hatten sie sich in den polnischen Provinzen, wohin sie als Zimmerleute zogen, mit der daselbst entwickelten Bettelei vertraut gemacht, dann, als ihre Dörfer niedergebrannt und ihre Felder unbesäet waren, wandten sie sich aus Noth der Bettelei zu und erhoben diese zu ihrer beständigen Beschäftigung, selbst als sie wieder zu geordneten Verhältnissen gelangt waren.

Im Herbst fahren die Bauern ihre Zwiebeln auf die Märkte und erkunden bei den dortigen Getreidehändlern, in welchen Provinzen die Ernte gut gewesen ist. Dann bilden die Bauern Arteli, Genossenschaften, von zehn bis zwanzig Personen mit fünf bis zehn Fuhrwerken und nehmen Genossen von verschiedenem Geschlecht und Alter mit sich. Das

Letztere beruht auf Arbeitstheilung im Gewerbe: Die Greise begründen ihre Noth durch Alter und Hilfslosigkeit, die Frauen die ihrige durch die kleinen Kinder und die erwachsenen Männer durch Feuerschaden. Ein jeder Artel wählt sich seine Gegend aus, damit sich nicht mehrere an einem Orte Abbruch thun und die Ungläubigkeit der mildherzigen Geber erregen. Am meisten ziehen sie nach Kleinrußland, in die baltischen Provinzen und nach Polen. Da in den baltischen Provinzen die russische Sprache noch immer nur wenig bekannt ist, so versorgen sich die dorthin Fahrenden mit „Klagebriefen“ in deutscher Sprache über die Ursachen ihrer Noth.

Wenn die Bettler in Provinzen gehen, wo Pilger zusammenströmen, so fertigen sie gefälschte Erlaubnißscheine der geistlichen Behörden an, um Gelder für Kirchenbauten, für Oel zu wunderthätigen Heiligenbildern zu sammeln.

Nachdem sich der Artel derartig vorbereitet hat, begibt er sich mit dem ersten Schnee, Ende November, auf das Gewerbe. Am Orte ihrer Thätigkeit angelangt, fahren die Genossen zu je zwei und drei in verschiedene Gegenden und verabreden, nach einer oder zwei Wochen wieder zusammenzutreffen, um die gesammelten Gaben zu verkaufen. Wenn die Bettler zu einem Dorfe angefahren kommen, so lassen sie das Pferd mit einem Genossen außerhalb desselben stehen und gehen von Haus zu Haus. Gewöhnlich betteln sie Brot, Getreide, Leinwand, alte Kleider und Geld. Zu größerer Ueberzeugung der Geber verletzen sich die „Künstler“ unter den Bettlern Arme und Füße, kleiden sich in angebrannte Pelze, ziehen keine Hemden an und geben dies als Folgen des Brandschadens aus. Einige schlagen die Kinder mit der Peitsche, um ihnen Thränen zu entlocken und die Bauern zur Barmherzigkeit zu stimmen. Die größere oder geringere Einträglichkeit des Gewerbes besteht in der Kunst, Armuth zu erheucheln, hierzu bedarf es großer Gewandtheit und erfinderischen Sinnes. So

fährt z. B. der Bettler auf der großen Landstraße. Da kommen Fuhren entgegen, und flugs legen sie den Greis in den Schlitten, bedecken ihn mit Matten und weinend und seufzend bitten sie die Vorüberfahrenden um ein Almosen „zur Beerdigung" des unterwegs gestorbenen Vaters oder Großvaters. Der Bettler Aleksis Ingorow führte seine Frau an der Kette durch alle Höfe und gab sie für verrückt aus. Die Frau rannte mit dem Kopf gegen die Wand, warf sich auf den Mann, kroch in den Ofen, fing an aus dem Waschgefäß zu trinken und beging ähnliche tolle Streiche. Das Resultat waren so reiche Gaben, daß der genannte Bettler ein schönes Haus baute, eine große Zwiebelzucht einführte und überhaupt „auflebte." Auch behauptet man, daß einige Bettler von den Ammen Findelkinder kaufen, sie verstümmeln und Almosen für die Siechen sammeln. Mit dem letzten Winterwege kehren die Arteli vom Gewerbe heim, gewöhnlich im März zu Ostern. Nur alte Leute, die zur Feldarbeit nicht mehr taugen und Familien, die aufgehört haben, Ackerbau zu treiben, betteln das ganze Jahr hindurch, doch gibt es deren sehr wenige.

Außer dieser genossenschaftlichen Organisation des Gewerbes existirt noch eine capitalistische, wobei ein Unternehmer mehrere Arbeiter beschäftigt. So nimmt ein Bauer für den Winter bis zu sechs Knaben als Lehrjungen an, denen er je nach Alter und Fähigkeit ein Pensum festsetzt. Der Knabe, der seine Aufgabe nicht erfüllt hat, unterliegt grausamer Züchtigung. Der Unternehmer selbst beschäftigt sich ausschließlich mit dem Verkauf der Waaren nach Moskau. Die Eltern geben ihre Kinder gern in die Lehre, da bei erfahrenen Meistern die Kinder nicht nur einen guten Lohn, von 10—20 Rubel, sondern auch gute Unterweisung in der Kunst des Bettelns erhalten. Aber das ist sehr wichtig, denn an einen Bauern, der nicht zu betteln versteht, wird, wie das Sprichwort sagt, auch nicht eine Tochter aus guter Familie verheiratet.

In früheren Jahren brachte ein guter Bettler 100 bis 200 Rubel baar nach Hause, in dem letzten Jahrzehnt 50—75 und in neuester Zeit nur 40 Rubel. Diese Verminderung der Einnahmen hat nach Ansicht der Bauern seine Ursache darin, daß in letzter Zeit „in allen Enden Rußlands die eigenen Bettler sehr zahlreich geworden sind.“ Neben dem Erwerbe von Baargeld ist aber die Ernährung der Pferde von höchster Bedeutung, die durch das zusammengebettelte Brot aufgefüttert werden und nach der Rückkehr einen doppelten Werth erhalten. Sie leisten im Sommer das Doppelte als andere Pferde und ermöglichen eine aufmerksame Bearbeitung der Felder und Zwiebelplantagen.

Durch die Fortschritte der Technik, durch Eisenbahnen und Dampfschiffe und durch die Gründung von Fabriken und Einführung des maschinellen Betriebes wird gegenwärtig dem höher stehenden Wandererwerbe bedeutender Abbruch verursacht, so daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo die Arbeiter zu „Schwarzarbeitern,“ ungelernten Fabriksarbeitern, herabgedrückt sein werden. Bei ihnen wird dann auch die Landwirthschaft zu Grunde gegangen sein und aus ihnen werden sich die Keime eines hin- und herziehenden Proletariats bilden, das nicht nur ohne eigene Landwirthschaft, sondern auch ohne eigenes Haus ist.



Ein Sonntagnachmittag im Hydepark.

Eine Skizze aus London von Fritz Fernau.

Obgleich London eine ganze Anzahl jener herrlichen großen Parks besitzt, die man die Lungen der Weltstadt nennt, kann man doch von „dem Park“ sprechen, ohne fürchten zu müssen, einen Irrthum hervorzurufen. Der Hydepark nimmt nicht nur durch seine Größe,

sondern ganz besonders durch seine Bedeutung für das Volksleben eine so hervorragende Stellung ein, daß man ihn allgemein nur den „Park“ nennt.

Von allen interessanten Stätten der englischen Metropole ist der Hydepark eine der interessantesten; nicht weil er eine große historische Vergangenheit besitzt — in dieser Beziehung wird er von andern Plätzen übertroffen, — sondern weil er ein wechselvolles Bild öffentlichen Lebens und Treibens bietet, dessen Reizungen sich Fremde, die es überhaupt ordentlich kennen lernen, selten zu entziehen vermögen. Wir wollen ganz absehen von solchen Tagen, an denen das Volk eine jener Riesendemonstrationen ins Werk setzt, wie sie eben nur in dem riesigen London möglich sind: wenn Hunderte von Vereinen und Gesellschaften mit ihren wunderlichen, großen, bunten Bannern sich dort versammeln, mit Tausenden, ja Hunderttausenden im Gefolge, wie es noch unlängst zu Gunsten des achtstündigen Arbeitstages geschah. Bei solchen Gelegenheiten zeigt das Treiben im Park natürlich ganz besondere Reize; doch an jedem Tage mag man hingehen und stets wird man des Interessanten genug finden.

Wer ein glänzendes Schauspiel genießen will, der muß an einem Wochentage — ganz besonders während der Saison, d. h. im Mai, Juni, Juli — zu jenem Theile des Parkes gehen, den man Rotten Row nennt; glänzendere Equipagen, herrlichere Pferde und — last, not least — schönere Frauen wird er nirgends finden. Wer aber das Volksleben studiren will — und ich denke, es ist interessanter, als glänzende Equipagen, herrliche Pferde und schöne Frauen zu sehen, — der muß einen andern Theil des Parkes aufsuchen, nicht weit entfernt von dem Sammelplatz der Reichen und Mächtigen, denn die Extreme berühren sich nirgends mehr als im freien England.

Während das Leben in Rotten Row sich hauptsächlich oder nur an schönen Wochentagen in seinem Glanze zeigt,

muß man einen Sonntagnachmittag wählen, um das bunte Treiben der andern Seite kennen zu lernen. Manche Stunden der berüchtigten „öden“ englischen Sonntage habe ich dort zugebracht und nichts von der Öde empfunden. Die Gefühle, die an Stelle der Langweile erregt wurden, waren sehr mannigfacher Natur, — oft habe ich herzlich lachen müssen über gesunden Humor und Witz; oft habe ich bewundernd stille gestanden vor der Kraft religiöser Ueberzeugungstreue; bedauernd habe ich oft den Kopf geschüttelt zu den unklaren Phantasien bethörter, junger Köpfe und leider gar zu oft habe ich mich mit Ekel abgewandt von der Gemeinheit und Gesinnungslosigkeit.

Denke Dir also, werthester Leser, ich geleitete Dich an einem sonnigen Sonntagnachmittage zum Hydepark. Wir sind an den glänzenden Palästen Piccadillys vorbeigewandert und durch Hydepark Corner in Londons Riesenlunge eingetreten. An dem heute nur von sonntäglich gekleidetem „Volk“ belebten Rotten Row vorbeigehend werfen wir einen Blick auf den mächtigen Achilles, den die Frauen Englands ihrem Helden Wellington und seinen Waffengefährten gewidmet haben und der aus Kanonen gegossen ist, die in des Marschalls Siegen erbeutet wurden — und kommen durch herrliche, schattige Laubgänge zu einer mächtigen Wiese, die viele Hunderte von preußischen Morgen umschließt. Die ganze, große, grüne Fläche ist belebt von sonntäglichen — oft allerdings wenig sonntäglich aussehenden — Gästen; besonders zahlreich sind die rothen englischen Uniformen vertreten, die natürlich, gerade wie bei uns, nie allein sind. Wir müssen die ganze Wiese überschreiten, falls wir nicht die dichtbelaubten Alleen an der Seite vorziehen, um zu unserem Ziele zu gelangen. Denn dieses Treiben, von dem ich im Folgenden einige Bilder geben will, spielt sich vorwiegend in der Nähe jenes prächtigen Triumphbogens ab, der nach dem Material, aus dem er besteht, der Marble Arch, der Marmorbogen, heißt.

Schon von weitem haben wir zahlreiche, mehr oder weniger große, dichte Haufen von Menschen bemerkt, die offenbar den Worten eines in ihrer Mitte stehenden Redners lauschen. Ein Stuhl, eine alte Kiste oder auch die bloße Erde bietet die Kanzel, von der herab die großen „Wahrheiten" dem Volke verkündet werden. Denn jeder dieser oft höchst herabgekommen aussehenden Redner spricht, wie er oft betont, nur die Wahrheit, nur Dinge, die er beweisen kann.

Dort stehen zwei Redner dicht bei einander; beide sind umringt von zahlreicher Zuhörerschaft. Der Eine ist gut gekleidet und, wie wir sofort hören können, ein gebildeter Mann. Ein von mehreren Leuten gehaltenes bannerartiges Schild belehrt uns über die Art seiner Vorträge. In großen Lettern lesen wir: Hydepark-Services under direction of Charles Cook und einige Angaben über die Zeit dieser Gottesdienste. Der Redner ist der einzige, der von einer Art tragbarer Kanzel herab spricht und zwar vortrefflich, mit einer mächtigen Begeisterung, der man anmerkt, daß sie echt und wahr ist. Während er spricht, werden Blätter mit religiösen Liedern vertheilt und nachdem er seine Rede geendet, stimmt er mit kräftiger Stimme eins der sehr passend gewählten Lieder an und die ganze Menge stimmt mit ein. Gar Mancher, der gewiß lange kein Gesangbuch und keine Kirche gesehen hat, singt hier, gepackt von des Redners Begeisterung, ein paar Verse mit zum Lobe Gottes. Die Absicht des Redners ist, besonders auf die in religiöser Beziehung gänzlich stumpfsinnigen Massen des niederen Volkes zu wirken und wir müssen bekennen, daß er wie Wenige dazu im Stande ist.

Um so mehr werden wir angewidert durch den daneben stehenden Redner, dem die Gemeinheit auf dem Gesichte geschrieben steht und der im reinsten Cockneyenglisch*) und

*) Die Sprache der ungebildeten Classen.

in der niedrigsten Art und Weise sich bemüht, seinen Nachbar herabzusetzen und zweifellos zu verläumden. Seine Zuhörer bestehen zum großen Theil aus jener Sorte von Lumpen, die so lumpenhaft sind, wie wir es uns in Deutschland kaum vorstellen können. Selbst Berlin weist solche Gestalten doch nur in verhältnißmäßig sehr geringer Zahl auf. Kein Wunder, daß diese Leute den gemeinen Ausfällen des Redners Beifall zujubeln. Nachdem Mr. Cook seinen Gottesdienst beendet und sich entfernt hat, um an andrer Stelle fortzufahren, wechselt dieser dunkle Ehrenmann sein Thema und beginnt nun, auf alle Menschen zu schimpfen, die Geld haben; zu schimpfen, sage ich — nein, in solch unfläthiger Weise zu toben, daß man nur zu klar sieht, wie nur die Wuth über die eigene Mittellosigkeit ihn dazu antreibt. Die Königin und die ganze königliche Familie wird in einer Weise mit Koth beworfen, daß wir uns entrüstet umsehen, ob es denn keine Polizei in England gibt. Oh ja! da steht ein „Bobby“ dicht dabei und hört sich in aller Ruhe die widerlichen Ergüsse an. Wir vergaßen, daß wir im „freien“ England sind.

Der Redner hatte verschiedentlich von „wir Socialdemokraten“ gesprochen. Die socialistische Partei in England kann ihm unmöglich dankbar dafür sein, daß er sich einen der Ihren nennt, denn er that jedenfalls sein Möglichstes, um dieselbe in den Augen jedes nur einigermaßen anständig denkenden Menschen herabzusetzen.

Ganz anders jener junge Mensch dort, dem die glühendste Begeisterung aus den Augen spricht. Er bekennt sich auch zu der Socialdemokratie und die rothe Flagge weht über seinem Haupte, aber er schimpft nicht auf die Reichen, nicht auf die Königin, noch ein anderes Mitglied der Herrscherfamilie. Er erwähnt ihrer gar nicht. Er schildert die Noth und das Elend des Volkes — und die sind in Wahrheit sehr groß — entwickelt die Theorien und das System der Socialisten in einer Weise, die uns zeigt, daß er, so jung er

auch ist, die Fragen doch studirt hat. Es ist seine heiligste, innerste Ueberzeugung, der er Ausdruck gibt und deshalb können wir Achtung vor ihm haben, wenn wir auch bedauern müssen, daß diese Begeisterung nicht einer bessern Sache gewidmet ist.

Da beginnt gerade ein alter Mann zu sprechen, nachdem er einem kleinen, festen Kasten einige Schriften entnommen, dann seinen Kasten umgedreht und sich darauf gestellt hat. Die anfänglich geringe Zahl von Zuhörern vergrößert sich bald. Er ist ein bekannter Volksredner und ich habe ihm manchesmal im Hydepark zugehört. Oft habe ich ihn sagen hören, daß es keinen Park Londons gibt, in dem er nicht gesprochen hat; doch das nicht allein, er ist weit über London hinausgegangen. Und doch ist er nur ein armer Schuhflicker, der sich kümmerlich durch's Leben schlagen muß. Er ist ein Irländer und wüthender Radicaler, ein großer Verehrer Gladstone's, dessen Bild er an seinem Hute trägt. In alten, schmutzigen, gelbgewordenen Heften hat er seine Stoffe gesammelt, durch deren stets wiederholten Vortrag er für die Sache seines Vaterlandes kämpft. Zuweilen erzählt er auch wohl einmal eine komische oder humoristische, meistens gegen die Torypartei gerichtete Anekdote, setzt dann aber gewöhnlich hinzu, daß es „for the ladies" geschähe, damit die doch auch ihren Spaß hätten. Hin und wieder schimpft und poltert er auch wohl gegen die Reichen im Rotten Row, doch er thut es nicht, weil er selbst arm ist, sondern weil er wirklich überzeugt ist, daß diese „haristocrats," die nicht arbeiten, durch nichts zum Besitz dieser Reichthümer berechtigt sind. Im Allgemeinen ist er ein ziemlich harmloser alter Herr, der gewiß nicht zufrieden sein würde, wenn er Sonntags nicht mehr im Hydepark zum Volke sprechen könnte.

Dort drüben unter dem Schatten der Bäume scheint es ja lustig herzugehen. Pauken, Trompeten und Cymbeln hören wir und fröhliche Weisen dazu. Es ist eine Abthei-

lung der Salvation army, die auf dem Kriegspfade ist gegen die eitlen Thorheiten der Welt. Männlein und Weiblein in „Uniform“ stehen im Kreise umher und singen, scheinbar ein lustiges Lied; doch nur die Melodie ist lustig, der Text schildert uns Jesu Christi Herrlichkeit und Macht. Der „Lieutenant“ in Gestalt eines hübschen jungen Mädchens steht in der Mitte und leitet den Gesang, der durch Händeklatschen noch belebt wird. Das Lied ist zu Ende und einer nach dem anderen, wie sie der Geist treibt, tritt aus dem Kreise heraus und preist Jesum Christum und seine Macht über das Menschenherz. Sehen wir uns diese wunderbaren Leute, die wegen ihres mehr einem Jahrmarktstrubel, als einem Gottesdienste gleichenden Gebahrens so viel verspottet werden, einmal näher an, so können wir uns nicht verhehlen, wie ein Ausdruck merkwürdiger Zufriedenheit und Glückseligkeit auf ihren Gesichtern ruht. Schließlich bittet der „Lieutenant“ alle, die mit ihrer Sache sympathisiren, sie durch Geldspenden zu unterstützen. Sie erzählt von den großen Ausgaben, die sie haben, für ihre Kasernen — so heißen die Versammlungsplätze der Armee — für ihre Officiere, Missionare u. s. w. Eine Zeitung — natürlich der War Cry, das Organ der Armee — wird in der Mitte des Kreises ausgebreitet und nicht lange dauert es, daß über ein Pfund, hauptsächlich in Kupfermünzen, zusammengeflogen ist, wie der „Lieutenant“ jubelnd verkündet. „Gloria! Hallelujah!“ ertönt es aus den Reihen der „Soldaten“ und ihre Musik an der Spitze ziehen sie, ein fröhliches und frommes Lied singend, wieder davon.

Man kann vieles gegen die Salvation army sagen. Jeder, der sie sieht, ohne England und englische Verhältnisse zu kennen, wird und muß absprechend darüber urtheilen. Wer aber gesehen hat, wie furchtbar das niedere englische Volk, ganz besonders die Frauen, von der Trunksucht degenerirt und demoralisirt wird, welches grenzenlose Elend dieses Laster in England hervorbringt, wer dann bedenkt,

was die Heilsarmee auf diesem Felde geleistet hat, daß sie allein eigentlich überhaupt etwas geleistet hat, der muß sagen, daß solche Resultate wohl geeignet sind, das Lächerliche und Abstoßende in dem Auftreten der Heilsarmee zurücktreten zu lassen.

Man muß wahrlich glauben, daß das englische Volk tief in seinen Sünden verkommen ist, wenn man sieht, daß sogar die Schwarzen zu ihnen kommen, um ihnen das Evangelium zu verkünden. Der schwarze Prediger spricht seinen weißen Brüdern gewaltig zu Herzen; aus jedem Worte, welches er spricht, hört man, daß es ihm heiliger Ernst mit seiner Mission und ein Zug der Verklärung liegt auf dem abschreckend häßlichen, schwarzen Antlitze.

Jener Redner dort, der sich, wie wir aus einem neben ihm aufgepflanzten Schilde sehen, als Vertreter einer Sache bekennt, die er „Spiritualismus" nennt, scheint nicht viel Anklang zu finden. Er ist allerdings auch nichts weniger, als ein Redner und seine Lehre ist nach dem, was ich hörte, wunderbarer Art. Man höre nur ein Pröbchen, wie das folgende, das ich zufällig genießen konnte. „Christus hat gesagt, die da nach mir kommen, sollen größere Dinge thun, als ich. Nun frage ich," sagte der Redner, „ist irgend Jemand auf der Welt, der solche Wunder thun kann, wie Christus that. Keiner; also ist auch keiner da, der Christi Lehre voll erfüllt, folglich auch kein wahrer Christ." Ein lautes Gelächter belohnte den Redner für diesen unfreiwilligen Scherz.

Wir haben Socialdemokraten verschiedener Art gehört, jetzt können wir sogar einem Anarchisten lauschen. Doch der Mann sieht uns wirklich nicht aus wie ein Vertreter dieser verzweifelten Gesellschaft; er gleicht vielmehr einem recht harmlosen Cockney und wenn er sich nicht selbst zum Anarchismus bekennte, wir würden es wirklich nicht glauben. Aber so muß es ja wohl wahr sein. Der Arme hat einen schweren Stand. Die anderen Redner hatte man

meistens ruhig reden lassen, ohne sie viel zu unterbrechen; aber dieser Schwärmer konnte vor Fragen, die er zu beantworten hatte, gar nicht dazu kommen, seinen Speech zu vollenden. Er schien nicht mit besonderer Intelligenz begabt zu sein und wurde schließlich gewaltig in die Enge getrieben. Ein von jubelndem Gelächter begleitetes „Shut up, old boy!“ belehrte ihn dann zuletzt doch, daß hier kein Feld für ihn sei und er machte es wie Seume's bekannter Canadier.

Die Leute, denen wir bisher zugehört haben — ich könnte die Gallerie noch bedeutend vervollständigen — reden im Allgemeinen nicht um Gelderwerb, wenn der eine oder der andere eine kleine Unterstützung auch nicht zurückweist. Sie sind Vertreter einer ihnen selbst mehr oder weniger klaren Sache, die zu verfechten sie sich berufen glauben.

Doch es gibt auch solche, die ihren Lebensunterhalt daraus ziehen, das Volk im Hydepark zu unterhalten. Ueber diese noch wenige Worte.

Wir haben alle schon gehört von orientalischen Märchenerzählern. Dasselbe haben wir im Hydepark. Da können wir ganze Novellen erzählen hören, können dem Vortrage eines Gedichtes lauschen, oder selbst eine dramatische Scene, mit Vorliebe solche aus dem Londoner Leben, von einem angehenden oder gescheiterten Vertreter der dramatischen Künste vorgeführt sehen oder vielmehr hören.

Diese „Künstler“ der freien Natur versammeln meistens ein sehr zahlreiches und dankbares Publicum um sich, welches nicht zum kleinsten Theil dem schönen Geschlechte angehört. Zuweilen richtet der „Künstler“ auch wohl die Frage an sein Publicum, was sie zu hören wünschen. Denn die Meisten sind ja sonntäglich seine Gäste und kennen sein Programm. Dann dauert es oft lange, ehe man sich geeinigt hat über das zu genießende Stück. Der Eine will etwas Schaurig-Sensationelles, der andere etwas Komisches und die Vertreterinnen des schönen Geschlechtes verlangen

natürlich nach einer Liebesgeschichte. Da ist es schwer, es Allen recht zu machen.

Das Laufen und Stehen hat uns müde gemacht und wir verlangen nach etwas Ruhe. Drüben von Rotten Row her ertönen — an einem englischen Sonntage wunderbar genug — die Töne einer Capelle, die fröhliche Weisen spielt. Dorthin lenken wir unsere Schritte, erwerben uns für einen Kupferobolus das Recht, auf einem Stuhle, deren Tausende dort aufgestellt sind, uns niederzulassen und sehen, wie der Londoner Spießbürger seinen Sonntagnachmittag verbringt.

Miscellen.

Ministerstürze. Die Geschichte, wie Minister stürzen, ist nicht so uninteressant, als man glauben sollte. Denn nicht immer war und ist es ja der allerhöchste Wille, der irgend einen Lenker des Staates bestimmt, die Zügel aus der Hand zu legen, nicht immer sind es Meinungsverschiedenheiten im Schooße des Cabinets, oder parlamentarische Schwierigkeiten, welche diesen oder jenen Inhaber eines Portefeuilles nöthigen, seine Demission zu geben, sondern es spielen da ganz andere, zum Theile recht seltsame Dinge mit. Zumal in Frankreich, wo derjenige, der's zum Minister hat gebracht, nach einem alten Sprüchlein, gestürzt kann werden über Nacht und überhaupt sehr wenig Aussicht hat, längere Zeit zu regieren. So kommt es, daß z. B. Freycinet, der heutige Kriegsminister, innerhalb sechs Jahren 9 mal „verschiedenartiger" Minister und 4 mal Ministerpräsident war. Anderen erging es nicht nur nicht besser, sondern noch schlechter. Wer's nicht glauben will, nehme die Statistik zur Hand und er wird finden, daß Frankreich während der großen Revolution und der Schreckensherrschaft sogar Eintagsminister und vom Jahre 1800 bis 1890 inclusive 69 Justizminister, 87 Minister des Innern, 73 Minister des Aeußern, 54 Finanz-, 71 Kriegs- und 65 Marine-, insgesammt also 369 Minister hatte, mithin jährlich 4 dieser Functionäre „verbrauchte". Die Durchschnittsdauer der Amtswirksamkeit eines Ministers beträgt daher nicht mehr und nicht weniger als 3 Monate. In Frankreich natürlich, denn in anderen Staaten ging und geht man etwas vorsichtiger zu Werke und kennt zudem das Institut der Ministerstürzer nicht. An der Seine aber ist es officiell anerkannt, und

Clémenceau dessen bedeutendster Vertreter. Und zwar wie es heißt, nicht deshalb, um selbst Minister zu werden, sondern aus alter, liebgewordener Gewohnheit. Das letztemal hatte er es auf den Finanzminister Rouvier abgesehen und hätte denselben richtig auch beseitigt, wenn ihn nicht in zwölfter Stunde die Monarchisten im Stiche gelassen, d. h. sich der Abstimmung über eine Vorlage Rouviers enthalten und so letzterem die zum Dasein eines französischen Ministers von heute unbedingt nothwendige parlamentarische Mehrheit verschafft hätten. Rouvier war somit gerettet, doch nur, um später einem zweiten Ansturme zu erliegen. Ueberhaupt hat nur ein französischer Minister mehr als zwei Anstürme auf seine Stellung ausgehalten. Und zwar ist dies Mr. Bourgeois, Minister der schönen Künste. Zuerst stellte ihm nämlich sein College Mr. Constans, Minister des Innern, insofern ein Bein, als er gelegentlich der Aufführung des Robespierre verherrlichenden Stückes „Thermidor" einen ihm ergebenen Journalisten Namens Lissegaray zur Inscenirung des bekannten Scandals im Theatre Français bewog und dann die weitere Darstellung jenes von Bourgeois zur Aufführung zugelassenen Stückes aus Gründen der „öffentlichen Ordnung" verbot, wodurch Jener in sehr empfindlicher Weise desavouirt oder bloßgestellt war, so daß man allgemein seinen Rücktritt erwartete. Dies alles geschah deshalb, weil Herr Constans die von Bourgeois geplante Reform der Großen Oper, wodurch die Position seines (Constans) Freundes und Directors dieses Institutes, Mr. Gailhard, unhaltbar geworden wäre, verhindern wollte. Allein es gelang ihm nicht. Bourgeois blieb und führte die Reform durch, d. h. er vertraute die Leitung der Großen Oper nicht mehr den Herren Ritt und Gailhard, sondern Mr. Bertrand an. Nun griff Constans zu einem anderen Mittel, um Bourgeois zu stürzen. Es handelte sich dabei um Folgendes: Nach dem Tode des ehemaligen napoleonischen Seinepräfecten Baron Haußmann wurde in der Großen Oper eine Loge frei, welche von dem griechischen Gesandten, Herrn Delyannis, angestrebt wurde. Um seinem Gesuche mehr Nachdruck zu verleihen, wendete sich der Gesandte an den Minister des Aeußern, Herrn Ribot, welcher an den Director der schönen Künste, Herrn Larroumet, durch den Ceremonienmeister Grafen Ormesson schreiben ließ, der sich wiederum an seinen Chef, Herrn Bourgeois, wendete, welcher seinerseits das Gesuch des griechischen Gesandten den Opern-Directoren empfahl — und nach dieser schönen Kette von Schreibereien und Empfehlungen sollte Herr Delyannis die Loge in der That erhalten. Nun erscheint plötzlich Mephisto-Constans, und mit Einem Federstrich zerstört er die Entschließung der Directoren. Dieselbe Loge wurde nämlich von Madame Humbert, der Schwiegertochter des Präsidenten

des obersten Rechnungshofes, verlangt, und Herr Constans wußte die Directoren der Oper sofort zu bestimmen, ihr an Herrn Delyannis gegebenes Versprechen zu Gunsten von Madame Humbert zurückzunehmen, Mr. Bourgeois war nun zum zweitenmale in seiner Stellung bedroht, allein Mr. Ribot, der Minister des Aeußern, nahm sich seiner an und äußerte sich nach dem Ministerrathe in sehr harten Worten über Constans, worauf dieser in einer Weise antwortete, die Herrn Ribot fast bestimmt hätte, seine Demission zu geben. Es fiel sogar die Aeußerung: Das (Constans) ist ja ein Civil-Boulanger! Es ist Zeit, ihn zu überwachen. Seither steht also Constans gewissermaßen auf einem Vulcane und es wird sich wohl bald zeigen, wer in den sich öffnenden Schlund stürzen wird, er oder Bourgeois. Zu Napoleons III. Zeiten oder unter irgend einem monarchischen Herrscher überhaupt, wäre die Entscheidung übrigens bereits gefallen, denn die Könige und Kaiser Frankreichs stürzten ihre Minister selbst. Ein recht hübsches Histörchen dieser Art erzählt Baron Haußmann in seinen Memoiren. Darnach war Napoleon gerade im Juni 1870, also unmittelbar vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, fest entschlossen, sein parlamentarisches Cabinet zu entlassen und durch Männer seines Vertrauens zu ersetzen. Beim Grand Prix des Jahres 1870, also am ersten Junisonntage, bemerkte der Kaiser den Baron Haußmann, der seit seiner Demission als Seinepräfect fern von Paris geweilt hatte. Er ließ ihn in die Hofloge rufen und lud ihn daselbst für den nächsten Tag nach St. Cloud zum Dejeuner, um mit ihm „frei sprechen zu können.“ Dort leitete der Kaiser nach der Tafel das Gespräch mit den Worten ein: „Ich will mein Cabinet ändern. Ich hatte nie für möglich gehalten, daß es so unfähige Leute geben könne, wie diese Minister.“ Der Kaiser erklärte, daß er nur den Sessionsschluß abwarte, um während der Kammerferien Olivier und dessen Cabinet zu entlassen, wobei er den Baron Haußmann in hervorragender Weise zu verwenden die Absicht habe. Der Versuch mit dem „parlamentarischen Empire“ sei nicht gelungen, der Kaiser wollte also wieder zum liberalen, autoritären Empire zurückgreifen. Ich warte nur, bis die Deputirten auf Ferien nach Hause gehen, schloß der Kaiser. Seit der Revision der Verfassung im parlamentarischen Sinne wollten sie Alle Minister werden. Baron Haußmann, welcher dem Kaiser bei diesem Anlasse ein ganzes Programm für die bezweckte imperialistische Systemänderung vorlegte, meinte, die Minister, deren Fähigkeiten der Kaiser so gering schätze, könnten noch viel unverbesserliches Unheil stiften. „Ich werde auf der Hut sein!“ versicherte der Kaiser, was er aber bekanntlich nicht that, denn noch vor den Kammerferien, Anfangs Juli 1870, vertraute der Kaiser diesem Ministerium der „unfähigsten Leute“ die

Führung des Krieges an und er kam nicht mehr dazu, sein „grand ministère“ zu organisiren, wie er mit Baron Haußmann im Park von St. Cloud besprochen hatte. Hieran war wahrscheinlich die Kaiserin Eugenie schuld, denn es ist bekannt, daß sie den vordem verabscheuten Olivier von dem Momente an „hielt“, in welchem er ihrer Eitelkeit geschmeichelt hatte. Wie schon die wenigen hier angeführten Beispiele lehren, pflegt den Ministerstürzen in Frankreich zwar kein geradezu ungewöhnliches, doch auch, Ehren-Boulanger etwa ausgenommen, kein gemeines Motiv zu Grunde zu liegen. Ganz anders ist dies in Spanien, wo der im Juni des Jahres 1890 erfolgte Sturz des Ministeriums Sagasta auf die von ihm geduldete Mißwirthschaft in der Madrider Municipalverwaltung, oder vielmehr auf die Niederschlagung des gegen die Urheber dieser Mißwirthschaft angestrengten Processes zurückgeführt werden mußte. Das Haupt dieser Urheber war ein gewisser Pepe, angeblich Eierhändler, in der That aber Schmuggler erster Größe, der um Geflügel, Eier und sonstige gute Dinge durch die Verzehrungs-(Octroi) Linie nach Madrid schmuggeln zu können, städtische und staatliche Beamte, Stadtverordnete, Alkalden, Deputirte und Senatoren für sich gewann, und nun in so großem Stile arbeitete, daß er — trotz der ganz enormen Bestechungsgelder — Millionen für sich gewann. Anfänglich sollte ihm wie schon gesagt allerdings der Proceß gemacht werden, allein da es sich zeigte, daß derselbe wegen der in denselben verflochtenen Personen sehr viel Staub aufwirbeln, resp. Scandal erregen würde, schlug ihn das Ministerium in einer Weise nieder, welche als ungesetzlich so sehr auffiel, daß die Feinde des Ministeriums — und welches hätte solche nicht? — diese günstige Gelegenheit, es zu stürzen, nicht ungenützt vorüber gehen ließen. Seither ist in Spanien wenigstens kein sensationeller Fall mehr vorgekommen und erst gelegenheitlich der für den humanen Geist unseres Jahrhunderts so beschämenden, unbedingt zu verdammenden Judenverfolgungen auf Corfu, ist es zu Tage gekommen, daß dieselben lediglich zum Zwecke des Sturzes des griechischen Ministerpräsidenten Herrn Delyannis angezettelt worden sind. Man hat ihn als schwach und unfähig hinstellen wollen, allein er zeigte sich stark in Bekämpfung der abscheulichen Revolte und rettete so sein Portefeuille, das dem Politiker, wie der Marschallsstab dem Soldaten, als höchstes Ziel vorschwebt. — Uebrigens brauchen, wie schon Eingangs erwähnt, Diejenigen, welche solch ein Portefeuille in jungen Jahren verloren, mit anderen Worten gestürzt wurden, nicht zu verzweifeln, wieder erhöht zu werden. Nur wenn man so alt ist wie Fürst Metternich es war, als er nach 39jähriger Ministerschaft anno 1848 vom Geiste der Neuzeit gestürzt wurde, heißt es wohl oder übel: Lasciate ogni speranza. Richard March.

Kleine Ursachen — Große Wirkungen. — In den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts docirten an der damals wohl in Deutschland am reichsten blühenden Universität Leipzig zwei überaus gelehrte Doctores der Medicin in bitterster Feindschaft: Martin Polich von Mellerstadt und Simon Pistoris. Jeder der beiden Gelehrten wollte natürlich der Gelehrteste sein. In dem täglichen Mund- und Federkriege wuchs die Feindschaft der beiden Herren zu solcher Heftigkeit, daß sie sich endlich gegenseitig nicht mehr vor Augen sehen wollten. Pistoris ging — aber mit Glanz! Er beredete den ihm sehr gewogenen Johann Cicero, Kurfürsten von Brandenburg, nach dem Muster von Leipzig in seinem Lande eine Universität zu gründen und ihn mit der Einrichtung derselben zu betrauen und so entstand, durch den Tod Johann Cicero's verzögert, unter dessen Sohn Joachim I. — 1506 wirklich die Universität Frankfurt a. d. Oder. — Kaum hatte Mellerstadt, inzwischen vom Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen zum Leibarzte ernannt, von den ehrgeizigen Plänen seines Nebenbuhlers gehört, so ließ es ihn nicht schlafen, bis er auch seinen Kurfürsten bewogen hatte, eine zweite Universität in Sachsen zu errichten und seinen gelehrten Leibarzt zu deren erstem Rector zu ernennen. So gründete der weise Kurfürst im Jahre 1502 die Universität Wittenberg und Doctor Polich von Mellerstadt ward thatsächlich zum lebenslänglichen ersten Rector ernannt. — Auch heute liegen sich manche gelehrte Herren in den Haaren — aber man errichtet deswegen keine neuen Universitäten mehr.

Das letzte Handschreiben Kaiser Joseph's II., welches das Datum seines Todestages (20. Februar 1790) trägt, war an den Grafen Kolowrat gerichtet. Dasselbe lautet: „Bei meiner seit einiger Zeit so zerrütteten Gesundheit finde ich mich nöthig, der bisherigen Besorgung der Geschäfte ganz zu entledigen. Um jedoch dieselben für keinen Fall einem nachtheiligen Aufenthalte sowohl während meiner Krankheit, als in dem Falle, daß es der Vorsehung gefiele, mich aus diesem zeitlichen Leben abzuberufen, bis mein Herr Bruder und Nachfolger, der Großherzog, königliche Hoheit, (Leopold von Toscana) hierinnen etwas anderes zu bestimmen fände, bloszustellen, so will ich Ihnen hiermit gemessenst auftragen, daß in all und jedem nach meinen bestehenden Anordnungen und festgesetzten Normalien sich fortan bei strengster Verantwortung benommen, die Geschäfte auf das eifrigste und schleunigste betrieben und im Gange erhalten, auch die Packete unaufgehalten wie bisher in meiner geheimen Kanzlei täglich abgegeben werden. Die Unterschrift der erfolgenden Resolution will ich Sr. königlichen Hoheit, dem Erzherzog Franz (nachmals Kaiser Franz II.), meinem Neffen, übertragen und der Staatsminister Graf Hatzfeld wird solche zu

signiren haben." — So stand des großen Kaisers letzter Gedanke noch im Dienste des Staates.

Päpstliche Regierungsdauer. — Nach einer Ueberlieferung soll eigentlich kein Papst länger regieren als Sanct Peter selbst Pontifex war, nämlich vierundzwanzig Jahre. Diese Tradition wurde zuerst durch Pius VI. durchbrochen, der etwa sechs Monate über 24 Jahre auf dem Stuhle Petri saß. Pius IX. aber überschritt diese Frist sogar um nahezu acht Jahre (1846—1878). — Daß früher ein Papst selten lange regierte, war kein Wunder, da die Cardinäle stets nur die ältesten Collegen zu wählen pflegten. Ueberdies soll es in vergangenen Jahrhunderten auch gewaltsame Mittel gegeben haben, um zufällig die alte Ueberlieferung aufrecht zu erhalten.

Hof-Conduitelisten — Zu den Zeiten Kaiser Leopold's I. waren die Feste am österreichischen Hofe entweder große musikalisch-dramatische Vorstellungen, Opern und Ballete, oder eine Art Maskenball, immer aber, welche dieser Formen auch beliebt wurde, Allegorien, deren reiche Masken nach einem gemeinsamen Plane vorgeschrieben wurden. Es war daher auch nöthig, die Personen, welche an dem Feste theilnahmen, genau zu bestimmen, ja selbst ihre Eintheilung und Zusammenstellung in Paare und Gruppen festzusetzen. Gewöhnlich las der Monarch das Verzeichniß der Personen selbst durch, welche um die Erlaubniß, dem Hoffeste beiwohnen zu dürfen, nachgesucht hatten. Von Seite der Kaiserin-Mutter, welche die Liste schon früher zu Gesicht bekommen, waren stets bei den einzelnen Namen Anmerkungen gemacht, wie z. B.: „ist ein Spieler," oder: „täglich beim französischen Botschafter," oder: „halsstarrig beim Landtag", oder auch: „den Protestanten geneigt." Später übernahm der Obersthofmeister diese Anmerkungen. Da figurirten bei den Damen die Notizen; „alt und häßlich", oder: „besondere Schönheit;" „ist in den Grafen X verliebt" u. s. w. — Diese Randbemerkungen waren dem Kaiser natürlicherweise sehr willkommen, da sie ihm auf kurzem Wege eine vollkommen genaue Kenntniß seines ganzen Hofstaates verschafften. Kl.

Zur Geschichte der Postmarken. — Die Briefmarken wurden zuerst in London und zwar am 10. Januar 1839 eingeführt. Zehn Jahre lang machte außer England kein Staat noch davon Gebrauch. In Frankreich wurden sie zuerst am 1. Januar 1849 versuchsweise eingeführt. Die Thurn- und Taxis'sche Postverwaltung führte sie im Jahre 1850 auf deutschem Boden ein, und gegenwärtig befinden sie sich in 60 europäischen, 5 afrikanischen, 5 asiatischen, 36 amerikanischen und 10 australischen Staaten im Gebrauch.

In den Vereinigten Staaten circuliren ungefähr 50 verschiedene Postmarken. Alle Staaten bedienen sich viereckiger, achteckiger oder ovaler, nur die vom Cap sind dreieckig. Die billigste Briefmarke ist die französische zu 1 Centime, die theuerste die californische zu 4 Dollars. Die am saubersten gravirten sind die von Griechenland, Rußland, Preußen und Nova Scotia, sowie einzelne von Frankreich. Die unansehnlichsten sind die belgischen, die der Vereinigten Staaten und die englischen zu 1 Penny. Die größten sind die sibirischen, die kleinsten die weiland von Mecklenbnrg-Schwerin. Auf den englischen Briefmarken findet sich das Bildniß der Königin Victoria in 40 verschiedenen Arten.

Natürliche Kunstblumen. Künstliche Blumen soweit sie aus Zeugstoffen und Papier hergestellt werden, dienen schon lange als Schmuck unserer Damen, wenn man auch in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte in der Feinheit ihrer Herstellung gemacht hat. Eine andere Art künstlicher Blumen auf den Markt zu bringen, war erst der neuesten Zeit vorbehalten, indem man natürliche Blumen künstlich färbt, um ihnen das Aussehen theuerer Sorten zu verschaffen und einen größeren Gewinn zu erzielen. So werden weiße Rosen durch Einhängen in eine alaunhaltige Lösung von Pikrinsäure und Anilinorange in Theerosen umgewandelt. Blasse Rosen färbt man mit einer alaunhaltigen Lösung von Eosin und Safranin purpurroth, während man mit Jodviolett jeder Rose eine blauviolette Färbung verleiht. Nelken werden mit Safrania und Curcuma behandelt, so daß sie ein hellscharlachrothes Aeußere bekommen, und mit einer heißen Lösung von Fuchsin oder Methylviolett erhalten sie Kupferbronze. Die Fälschungen sind unschwer nachzuweisen, da sich die Theerfarben leicht von den Blumen abziehen und an ihren Reactionen erkennen lassen. Uebrigens hat die künstliche Färbung auch ihre gute Seite, da man mit ihr Blumen von derselben Farbennuance zu liefern im Stande ist, die die Damentoilette zeigt.

Eine Statistik des Liebesglücks. Die Frage, wer das größte Glück in der Liebe habe, ist schon oft aufgeworfen und verschiedenartig beantwortet worden. Gewöhnlich jedoch heißt es, unglückliche Spieler und Soldaten seien die von dem kleinen Gotte Amor, oder besser von den Damen meistbegünstigten Sterblichen. Der französische Schriftsteller Paul Bourget läßt indessen diese Anschauung nicht gelten. Er weist in einer Art Statistik des Liebesglückes nach, daß Spieler, besonders wenn sie unglücklich sind, auf die Gunst der Töchter Eva's nicht zu rechnen haben und daß auch die Soldaten nicht die meisten Vertreter ins Reich der Liebe senden. Allerdings werden von 100 Kriegern 90 geliebt, allein die Spaß- und Lustigmacher, mit einem Worte die Komiker sind allen über,

denn von 100 derselben finden 99, sage neunundneunzig leicht und schnell das süße Glück der Liebe. Der Ausspruch: Komm den Frauen zart entgegen u. s. w. scheint demnach umsomehr seine Berechtigung verloren zu haben, als von 100 zartbesaiteten, dem Frauencultus ergebenen Dichtern nur 15 geliebt werden. Sie sind eben schwärmerisch und sentimental, die Komiker aber sind lustig und Jeder muß es sein, der Glück haben will in der Liebe.

Ein interessanter Lehrbrief befindet sich im kaiserlichen Archiv des Kremls zu Moskau. Das Document ist in holländischer Sprache abgefaßt und lautet in deutscher Uebersetzung folgendermaßen: „Ich Unterschreiber, G. C. Pool, Meister-Schiffszimmermann von der octroyirten Ostindischen Companie zur Kammer von Amsterdam, bescheinige und bezeuge hiermit wahrheitsgemäß, daß Peter Michayloff, welcher unter dem Gefolge der Groß-Moskauer Gesandtschaft und unter denjenigen ist, welche daraus hier zu Amsterdam auf der Ostindischen Schiffszimmerwerfte vom 30. August 1697 bis dato sich aufgehalten und unter unserer Leitung gezimmert haben, sich während der angegebenen Zeit bei seiner Wohlgeboren Verbleiben allhier als ein fleißiger und kluger Zimmermann betragen, und sich im Abbrechen, Zulegen, Abkratzen, Fugen, Hacken, Gleichmachen, Zustopfen, Hobeln, Bohren, Sägen, Bretter- und Hölzerbrennen und in Allem, was einem guten und geschickten Zimmermann zugehört, geschickt gezeigt hat und schließlich an einer Fregatte — „Peter und Paul" genannt — über hundert Fuß lang, von Anfang bis zu Ende mitgearbeitet hat, so daß sie beinahe fertig war. Außerdem aber ist Derselbe auch durch mich in der Schiffsbaukunst und im Zeichnen unterwiesen worden, so daß seine Wohlgeboren Alles in den Grund versteht und, ich so weit als wir es selbst verstehen, publiciren kann. Zum Zeichen der Wahrheit habe ich dies mit meiner Hand Unterschrift unterzeichnet. Actum in Amsterdam in unserem gewöhnlichen Wohnplatze bei den Ostindischen Werften den 15. Januar im Jahre des Herrn 1698. G. C. Pool, u. s. w." — Die Leser werden unschwer errathen, daß unter dem hier genannten Zimmerlehrling der Czar Peter der Große versteckt ist.

Auge und Haar der Neger. Gewöhnlich stellen wir uns den Neger mit schwarzen Augen und schwarzem Haar vor. In Wirklichkeit sind die Augen der Neger dunkelbraun, während schwarze so gut wie gar nicht vorkommen. Dagegen gibt es des Oefteren Augen mit hellerer Färbung. So berichtet Peschuel-Lösche, daß die Augen der jungen Prinzessin Tschibila von Mbuku jenes eigenthümlich leuchtende, goldige Braun hatten, das auch den Europäern als Seltenheit gilt und gebührend bewundert wird. Ferner beobachtete er einen jungen Mann im Dorfe Tschisamano, dessen

Augen vollständig wasserblau waren. Das Sehvermögen war bei beiden Individuen vorzüglich.

Ebenso treten bei den Negern abweichende Haarfärbungen auf. Einen recht dunkeln Mann bemerkte der schon genannte Reisende in Kinsembo mit fuchsrothem Haar und einen Kruneger mit vollkommen tornisterblondem Haarwuchs am Cap Palmas. Schweinfurt erklärt ausdrücklich, daß er um Munsas Residenz wenigstens 5 Procent der Monbuttu blondhaarig fand. Er nennt diese zugleich die am lichtesten gefärbten Menschen, die ihm, seit er Unteregypten verlassen hatte, unter die Augen kamen. Das Blond vergleicht er jedoch nicht mit dem unseren, sondern bezeichnet es als von unreiner und wie mit Grau gemischter Färbung, dem Hanf vergleichbar.

Franz Liszt im Arreste. — Als der berühmte Tonkünstler in Leipzig gastiren wollte, passirte er zu diesem Zwecke die preußische Provinz Sachsen. In einer Stadt dieser Provinz lebte ein Musiklehrer, der früher an einem anderen Orte eine Kapelle dirigirt hatte. In dieser seiner früheren Stellung hatte Liszt ihm zugesagt, unter Mitwirkung seiner Kapelle ein Concert zu geben. Zufällige Umstände oder die wandelbare Laune des großen Pianisten vereitelten das Unternehmen und damit auch zugleich die Hoffnungen des Kapellmeisters auf eine glänzende Einnahme. Als Liszt nun sein Städtchen passirte, hielt der Meister der Kapelle dies für den geeigneten Moment, seine vermeintlichen Entschädigungsansprüche geltend zu machen, und sein Anwalt wußte in der That das Gericht des Ortes für die Ansicht zu gewinnen, daß Liszt, da er in Preußen kein Domicil habe, auf Grund des Vagabunden-Paragraphen bis nach ausgemachter Sache im Schuldenarrest festgehalten werden müsse. Liszt, eigensinnig wie ein Künstler nun einmal ist, und auch wohl von der Unrechtmäßigkeit der Forderung überzeugt, sträubte sich gegen eine Cautionsstellung, durch die er sich vom Personalarreste befreien konnte, und bezog wirklich auf einen halben Tag das Gefängniß. Vielleicht war es auch eine romantische Grille, die ihn bestimmen mochte, einmal „Kerkerluft" zu kosten. Nach sechs Stunden hatte er aber genug davon und deponirte 100 Friedrichsd'or, worauf er freigelassen und der Proceß in den regelmäßigen Gang geleitet wurde. — Der Fall ist vollständig authentisch; der Kläger hieß Erlanger, und die Stadt, in der die Geschichte passirte, ist Nordhausen.



Verantwortlicher Redacteur Karl Prochaska.

K. und k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.







